

Worte finden, wenn sie ausgehen

Nach dem Massaker an Israelis:
Eine Bestandsaufnahme der diskursiven Situation, die von grassierendem Antisemitismus geprägt ist, sowie ein Porträt des russischen Dissidenten Mikhail Zygar und die wichtigsten Romane und Sachbücher dieses Herbstes auf **16 Seiten**



Ein von Hamas-Terroristen zerstörtes Tor zum Kibbutz Kfar Azza, Aufnahme vom 10. Oktober 2023 Foto: Leo Correa/Redux/laif

Neue Bücher von

Dana Vowinckel, Kathrin Röggla, Jochen Schmidt, Navid Kermani, Olga Bach, Thomas von Steinaecker, Michel Decar, Jörg Magenau, Mikhail Zygar, Thomas Meyer,

Wendy Brown, Steffen Mau/Thomas Lux/Linus Westheuser, Samuel Moyn, Elif Özmen, Stefanie Lohaus, Karl Schlögel, Manon Garcia

Anzeige



**Wie können wir
Flucht und Migration
menschlicher organisieren?**

Die preisgekrönte Journalistin Isabel Schayani gewährt uns tiefe Einblicke in das prekäre Leben im Niemandsland zwischen den Grenzen und in den Grauzonen des Asylrechts.

«Leistet etwas extrem Wichtiges in der aufgeheizten Debatte: Sie gibt der anonymen Masse der Migranten ein Gesicht.»
Kerstin Meier, Kölner Stadt-Anzeiger



Isabel Schayani
NACH DEUTSCHLAND
Fünf Menschen
Fünf Wege
Ein Ziel

319 Seiten | Gebunden | € 26,- | ISBN 978-3-406-80631-5

C.H.BECK
WWW.CHBECK.DE

Der C.H.Beck Newsletter: Die Welt im Buch



chbeck.de/nlz

© Annika Fußwinkel

editorial

Im Zeichen des Terrors

Das wird eine herausfordernde Buchmesse werden. Jetzt ist mehr als Resilienz gefordert

Angesichts des Massakers an Israelis am 7. Oktober stockt einem der Atem, die Trauer ist übermächtig, die Worte, sie drohen auszugehen, spürbar. Denen, die hassen, gehen sie nicht aus. Sie feiern. Diese Literataz ist unter den Eindrücken der Ereignisse des erneuten Terrors gegen Jüdinnen: Juden entstanden. Dem wollten wir einen Ausdruck geben (S. 3).

Grassierender Antisemitismus, der Ukraine-Krieg und ein neuer Krieg – es braucht mehr als Resilienz, um dem allem standzuhalten. Wie aufgewühlt die Gemüter, wie feindselig die Diskurse und apokalyptisch das Denken schon vor dem 7. Oktober waren, wissen wir. Die Sachbücher, die wir für diese Literataz ausgewählt haben, bearbeiten zentrale Streitpunkte auf eine gelungene, nicht unnötig polarisierende Weise: Freiheit, Sexualität, Totalitarismus, Dissidenz, um nur einige Themen zu nennen. Das Buch „Triggerpunkte“ (S. 13) liefert dabei einige überraschende Ergebnisse, was das angebliche Gespaltensein unserer Gesellschaft angeht.

Das alles wird die Gespräche auf der Frankfurter Buchmesse mitbestimmen. Es wird, so viel ist klar, keine leichte, keine vollkommen fröhliche Messe werden. Dabei wird die Buchmesse auch auf die aktuellen Ereignisse reagieren. Die Messe stehe „mit voller Solidarität an der Seite Israels“, hat der Direktor der Messe, Juergen Boos, gesagt und angekündigt: Die Buchmesse wolle daher „jüdische und israelische Stimmen auf der Buchmesse nun besonders sichtbar machen“. Es wird Veranstaltungen zu Israel geben, so wie es selbstverständlich auch Veranstaltungen zur Ukraine und zum Stand der Demokratie in Deutschland geben wird, die taz wird berichten.

Auch sonst wird die Messe im Zeichen einiger Herausforderungen stehen. Viele deutschsprachige Verlage, insbesondere die kleineren, haben derzeit zu kämpfen. Die Papierpreise, die weiter voranschreitende Konzentration auf wenige zugkräftige Titel, während die mittleren Auflagen sinken, das beschleunigte Remittieren unverkaufter Exemplare seitens des Buchhandels, das alles macht der Branche zu schaffen.

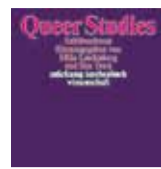
Wobei eine inhaltliche Krise des Literarischen nicht auszumachen ist. Nicht nur die Sachbuchszene, auch die literarische Szene ist ungeheuer lebendig. Das zeigen aktuelle Debüts, etwa von Dana Vowinckel (S. 4), aber auch große Romane von eingeführten Autorinnen wie Navid Kermani (S. 6). Im diesjährigen Gastland der Buchmesse, dem kleinen Slowenien, ist eine große, quirlige Lesegesellschaft zu entdecken (S. 9).

Tania Martini, Dirk Knipphals

Impressum

Redaktion: Dirk Knipphals, Tania Martini,
Foto-Redaktion: Erik Irmer, Petra Schrott
Layout: Jörg Kohn
Anzeigen: Tina Neuenhofen
taz.die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin
V. i. S. d. P.: Ulrike Winkelmann

Bücher im Gespräch



Mike Laufenberg/Ben Trott (Hg.): „Queer Studies“. Übers. v. T. Atzert und Z. Wackwitz. Suhrkamp, Berlin 2023, 576 Seiten, 28 Euro

Warum ausgerechnet Sexualität und Geschlecht zum Kristallisationspunkt erhitzter Debatten werden konnten, versteht, wer den Band „Queer Studies“ liest. Er macht anglophone Originaltexte aus drei Jahrzehnten auf Deutsch zugänglich und dokumentiert jenseits des aktuellen kulturkämpferischen Geplappers queere Analysen zu Kapitalismus, Migration, Geopolitik und Kultur. *Tania Martini*



Terézia Mora: „Muna oder Die Hälfte des Lebens“. Luchterhand, München 2023, 448 Seiten, 25 Euro

Der Sog, den der Roman entwickelt, basiert auf dieser Kunst des gezielten Erwähns und Weglassens. Es geht um eine große Liebe. Die die Erzählerin allerdings in Ausbrüche von Eifersucht treibt. Aber auch er kann sich nicht von ihr trennen und wird handgreiflich. Terézia Mora hat in ihren Darius-Kopp-Romanen sowohl die richtige Distanz als auch die richtige Sympathie für ihren Protagonisten gehalten, so wie im neuen Roman für ihre Erzählerin. *Fokke Joel*



Maxim Biller: „Mama Odessa“. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2023, 240 Seiten, 24 Euro

Mischa, der Ich-Erzähler, ist Schriftsteller. Er entstammt einer Familie, die nach Deutschland ausgewanderte. Maxim Biller surft wild durch die Zeitebenen. „Mama Odessa“ ist eine Geschichte von Einwanderern, die ihre Heimat vermissen, wie die Mutter, oder sich anderswohin sehnen, wie der Vater. Die Menschen sind hier so kompliziert, wie sich manche real existierende Exemplare der Gattung es selbst nicht zu sein erlauben. *Ulrich Gutmair*



Tobias Rütter: „Herrndorf: Eine Biografie“. Rowohlt Berlin, Berlin 2023, 384 Seiten, 25 Euro

Wolfgang Herrndorfs schreiberische Leistung hat darin bestanden, populären Appeal mit künstlerischer Genauigkeit zusammenzudenken. So entstand das bis heute weiterwirkende Werk Herrndorfs, dem Tobias Rütter erhellende Vignetten widmet. Rütter schildert den Lebensweg des hochbegabten Schülers, Kunststudenten, Berliner Bohemiens und schließlich kranken Erfolgsautors mit kultursoziologischer Präzision. *Stephan Wackwitz*



Adam Soboczynski: „Traumland. Der Westen, der Osten und ich“. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2023, 176 Seiten, 20 Euro

Was diese Lebenserinnerungen über andere vergleichbare Texte heraushebt, ist nicht nur ihre zweifellos authentische und so wirklichkeitsgetreu gestaltete Machart, sondern die Komposition der erinnerten Szenen, die zwar ein Leben erzählen, aber doch weit mehr sind: nämlich das anschauliche Bild eines historischen Epochenwandels, des Zeitalters des Endes des Kalten Krieges und der Aufteilung der Welt in West und Ost. *Micha Brumlik*



Deniz Utlü: „Vaters Meer“. Suhrkamp Verlag, Berlin 2023, 384 Seiten, 25 Euro

Der 40-jährige Autor Deniz Utlü ist mit seiner Hauptfigur Yunus unverkennbar auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Der Zeit, als ein Kind namens Yunus in Hannover noch nicht absehen konnte, dass sein aus Mardin stammender Vater nach zwei Schlaganfällen plötzlich ins Koma fallen würde und dann jahrelang bis zum Tod in einem Locked-in-Syndrom verharren müsste. Deniz Utlü hat ein starkes und bleibendes Stück Prosa geschaffen. Auf Fatma Aydemirs „Dschinn“ (2022) folgt hier mit „Vaters Meer“ der nächste Streich einer neuen Autorengeneration, die mit Selbstbewusstsein und Könnerschaft die Alteingesessenen und deren Sujets herausfordert. *Andreas Fanizadeh*



Nicholas Potter/Stefan Lauer: „Judenhass Underground. Antisemitismus in emanzipatorischen Subkulturen und Bewegungen“. Henrich & Henrich, Leipzig 2023, 252 Seiten, 22 Euro

Antisemitismus in emanzipatorischen Subkulturen? Kein Widerspruch: Ob im Rap, im Punk, in der Queer Community, in der Klimabewegung oder unter Postkolonialen – die Autor:innen dieses Bandes gehen sehr kenntnisreich, dialogisch und beeindruckend klar dem Antisemitismus gerade dort auf den Grund, wo man ihn nicht unbedingt erwartet. Ein Buch, das einfach alle unter 30 lesen sollten! Und alle anderen am besten auch. *Tania Martini*



Anton Jäger: „Hyperpolitik. Extreme Politisierung ohne politische Folgen“. Übers. v. D. Janser, T. Zimmermann, H. Geiselberger. Suhrkamp, Berlin 2023, 136 Seiten, 16 Euro

Anton Jäger schlägt den Begriff Hyperpolitik vor, um die scheinbar extreme Politisierung der Gegenwart zu analysieren. Nach der Postpolitik der 1990er und der jüngsten Antipolitik der Rechten ist die Hyperpolitik Jäger zufolge ein Versuch, „den ehernen Griff des Neoliberalismus zu brechen, ohne dass die dafür notwendigen Ressourcen zu Verfügung stünden“. Interessanter Ansatz, der den Widerhall der Sozioökonomie in den politischen Formen zeigt, jedoch immer wieder ins Anthropologische abstürzt. *Tania Martini*



Saul Friedländer: „Blick in den Abgrund. Ein israelisches Tagebuch“. Übers. v. A. Wirthensohn, C. H. Beck, München 2023, 237 Seiten, 24 Euro

Vor dem Zivilisationsbruch, den die Hamas am 7. Oktober in Israel beging, bestimmte die Furcht um die liberale Demokratie den Alltag der meisten Israelis. Auch der große Holocaustforscher Saul Friedländer sah „Israel am Abgrund“. Sein schmerzvolles Tagebuch gibt einen erschütternden Eindruck von dem politischen Drama, in dem Israel steckt und von dem man noch nicht weiß, wie es enden wird. *Tania Martini*



Charlotte Gneuß: „Gittersee“. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2023, 240 Seiten, 22 Euro

Charlotte Gneuß wiederholt nicht lediglich einmal mehr die Geschichte einer tristen DDR, in der Zwänge die Beziehungen zerrütten. Sie erzählt vor allem von Erwachsenen, die zu schwach sind, ihre Kinder zu schützen. Ihre Figuren hat die Autorin mit souveränem Strich gezeichnet und es bereitet große Freude mitzuverfolgen, wie genau sie das persönliche mit dem politischen Unrecht verwebt. *Michael Wolf*



Anja Zimmermann: „Brust. Geschichte eines politischen Körperteils“. Wagenbach Verlag, Berlin 2023, 272 Seiten, 28 Euro

Eine leichte wie lehrreiche und vor allem politische Kulturgeschichte der weiblichen Brust, die von Provokation und Kontrolle, Normativität und Selbstbestimmung erzählt. Und dabei immer wieder Überraschendes zutage fördert. *Tania Martini*

Anzeigen

Böll.Thema 23 – 2 | Das Magazin der Heinrich-Böll-Stiftung

Hunger nach Rohstoffen

Folgen für Mensch und Umwelt

Die Nachfrage nach Rohstoffen wie Kupfer, Kobalt oder Lithium steigt. Sie werden für die industrielle Produktion benötigt. Die Konkurrenz um den Zugang wird härter. Gleichzeitig kämpfen vielerorts Menschen und zivilgesellschaftliche Organisationen gegen den Rohstoffabbau und für fairere Regeln, weil ihre Lebensgrundlagen zerstört und ihre Zukunft bedroht wird. Unser Heft liefert Fakten, Hintergründe, Alternativen und zeigt den Kampf der Menschen vor Ort.

Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung
Berlin September 2023, 60 S., boell.de/thema

HEINRICH BÖLL STIFTUNG Schumannstraße 8, 10117 Berlin www.boell.de
Die grüne politische Stiftung

Facebook, Instagram, Twitter, YouTube, LinkedIn icons and @boellstiftung

David Kuchenbuch

Globalismen

Geschichte und Gegenwart des globalen Bewusstseins

Br., 248 S., € 15,- | 978-3-86854-370-4

Eine kurze Geschichte des globalen Denkens

Hamburger Edition
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung

Nach dem Terrorangriff nahe dem Kibbuz Kfar Aza
Foto: Ronen Zvulun/reuters



In diesen Tagen

Wegschauen, relativieren, hassen: Jüdinnen:Juden sind weltweit bedroht wie seit der Shoah nicht mehr. Warum sehen das so viele nicht?

Von Tania Martini

Wie viel leichter das Leben doch sein muss in diesen Tagen, wenn man jene Fotos und Videos aus Israel nicht gesehen hat. Babys, erdrosselt an Türgriffen. Babys, enthauptet vor den Augen ihrer Eltern. Junge und Alte, verbrannt bei lebendigem Leibe. Zerteilte Körper.

Wie viel leichter das Leben doch sein muss in diesen Tagen, wenn man die Angst in den Gesichtern derer, die misshandelt, vergewaltigt und verschleppt wurden, nicht gesehen hat.

Da ist der etwa sechsjährige israelische Junge. Er wurde nach Gaza entführt. Ein Video zeigt ihn inmitten palästinensischer Kinder. Sie schubsen ihn, drehen seinen Kopf, lachen. Am Bildrand schwingt ein Stock ins Bild. Ein kleiner Junge, ohne jeden Schutz.

Da sind die Schreie der 22-jährigen Amit, die sich als Sanitäterin in einer Klinik in Beari um Opfer kümmerte, als Hamas-Terroristen eindringen und sie, den Arzt und die Krankenschwester ermorden, während sie versuchten, das Leben anderer zu retten. Amits Schwester hat die Schreie auf ihrem Handy.

Wie viel leichter das Leben doch sein muss in diesen Tagen, wenn man seine Kinder in Berlin, London oder Paris noch zur Schule schicken kann, weil sie keine jüdische ist. Wenn man keine Angst haben muss, dass sie vor ihrer Schule dem Mob ausgesetzt sein könnten, der sich auf den Straßen versammelt.

Wie viel leichter das Leben doch sein muss, wenn man von alldem nichts weiß, nichts wissen muss, nichts wissen möchte.

Für das, was den israelischen Opfern angetan wurde, gibt es einen Begriff: Massaker. Doch während

Terror ist Terror. Terror ist nicht Widerstand, nicht Dekolonisation, nicht Befreiung

es immer mehr Beweise für diese an planvoller Grausamkeit nicht zu übertreffende Entmenschlichung gibt, schaffen es allzu viele, den Judenhass, der die Taten vom 7. Oktober leitete, nicht zu benennen, nicht zu verurteilen, woraus man nur fol-

gern kann, dass in unseren hypermoralistischen Gesellschaften viele ihren moralischen Kompass völlig verloren haben.

Die BBC möchte Hamas-Kämpfer, deren Organisation ohne jeden Zweifel eine faschistische ist, nicht mal mehr als Terroristen bezeichnen. Denn, so ein Korrespondent, „jemanden als Terroristen zu bezeichnen, bedeutet, dass man Partei ergreift“.

Einige studentische Organisationen in Harvard wussten sehr schnell, was zu tun ist – während in Gaza mehr als 150 israelische Geiseln gefoltert und vergewaltigt werden, gaben sie eine eindeutige Erklärung heraus: „Die unterzeichnenden studentischen Organisationen machen das israelische Regime für alle gewalttätigen Vorfälle verantwortlich.“

Auch wenn die Hamas ermordete Frauen zur Schau stelle, verliere „der Angriff auf die Besatzungsmacht [...] nichts an Legitimität“, ließ eine junge Frau auf einer Palästina-Kundgebung in Leipzig verlauten.

Patrice Cullors, Mitbegründerin der Black-Live-Matters-Bewegung, sieht sich gar in den USA direkt von Israel bedroht und sagte vor wenigen Tagen: „Wenn wir uns nicht mu-

tig dafür einsetzen, das imperialistische Projekt namens Israel zu beenden, sind wir dem Untergang geweiht.“

Während also viele Regierungen in aller Welt sich mit Israel und jüdischen Menschen solidarisieren, weil sie sich eventuell sogar an das Versprechen „Nie wieder“ erinnern, toben auf den zentralen Plätzen dieser Welt Menschen ihren Hass gegen Israel und jedes jüdische Leben aus. Jedes jüdische Leben. Denn wer die Massaker der Hamas legitimiert, meint auch die Hamas. Und die meint: „Jeder Jude ist ein Siedler, und es ist unsere Pflicht, ihn zu töten.“ Und: „Das Jüngste Gericht wird nicht kommen, solange Muslime nicht die Juden bekämpfen und sie töten.“

Die BDS-Bewegung findet das wohl okay, denn sie interpretiert den jüngsten genozidalen Terror der Hamas als „schlagkräftigen bewaffneten Aufstand der unterdrückten Palästinenser*innen in Gaza“.

Terror ist Terror. Terror ist nicht Widerstand, nicht Dekolonisation, nicht Befreiung.

Jede Relativierung der Hamas und anderer islamistischer Vereinigungen ist antisemitisch, weil der Kern ihrer Ideologie der Hass auf Jü-

dinnen:Juden ist und zur Vernichtung aller Jüdinnen:Juden aufruft.

Würde es wirklich um die Verbesserung der palästinensischen Lebensbedingungen gehen, müsste man zuallererst die Hamas anklagen. Dafür, dass sie Wasserrohre für den Bau von Raketen anstatt für die Wasserversorgung gebraucht. Dafür, dass sie die palästinensische Bevölkerung als Schutzschild benutzt, indem sie ihre Tunnel, Waffenlager, Ausbildungszentren und Zentralen Tür an Tür oder unterirdisch von Kindergärten, Krankenhäusern, Wohnhäusern baut. Dafür, dass sie die Menschen in Anbetracht der israelischen Bombardierungen nicht aus Gaza rauslassen will, so denn Ägypten bereit wäre, seine Grenze zu öffnen. Die Hamas braucht die palästinensischen Opfer für ihre Bilder, ihre Propaganda.

Was daran verstehen jene, die „Free Palestine from the River to the Sea“ rufen, nicht? Warum solidarisieren sich viele Linke mit einer faschistischen Organisation, auch wenn sie sich selbst als feministisch oder queer sehen? Warum gilt es als progressiv, Israel von der Landkarte zu wünschen? Warum werden Kolonialismus und Shoah erinnerungsökonomisch gegeneinander ausgespielt?

Antworten hierauf liegen im manichäischen Antiimperialismus seit dem Sechstagekrieg 1967, aus dem die Palästinenser:innen als Projektionsfläche Nummer eins für anticoloniale Befreiungskriege hervorgegangen sind. Der Pionier der Holocaustforschung Leon Poliakov hat detailliert analysiert, wie die Widersprüche, die die Welt spalten, fortan für einen großen Teil der Linken wie auch der Rechten (die herrschsüchtigen Juden) im jüdisch-arabischen Konflikt ein Symbol gefunden haben.

Jene Linke wird erklären müssen, was genau sie mit „Free Palestine“ meint – ob sie sich für bessere Lebensbedingungen für Palästinenser:innen einsetzen kann, ohne einem Erlösungsantisemitismus das Wort zu reden.

Die Rechte hingegen soll sich hüten, den Terror gegen Jüdinnen:Juden für ihre rassistische Anti-Asylpolitik zu instrumentalisieren. Der linksliberale Kunst- und Kulturbetrieb muss aufhören, seine Agitprop-Langeweile hinter einem edgy Antizionismus zu verstecken.

Und die deutsche Mehrheitsgesellschaft mit antisemitischer Grundhaltung, deren Gewissen so leicht wird angesichts eines muslimischen Antisemitismus, sollte endlich verstehen, dass Friedentauben und ihr Motto „Recht auf Frieden“ Jüdinnen:Juden keinen Schutz bieten. Den aber brauchen sie längst. Wer das nicht sieht, möchte nicht sehen.

Anzeige



»Uwe Timms grandioses Lebensbuch ... zeigt eine besondere Perspektive auf die deutsche Geschichte.«
Süddeutsche Zeitung, Holger Gertz

PELZE, JAZZ UND POESIE

Uwe Timms Erinnerungen an seine Lehrjahre als Kürschner im Hamburg der Fünfzigerjahre – ein sprechendes Zeitbild und zugleich ein Initiationsroman der Liebe, des Lesens, des Arbeitens und Träumens.

»Ein fabelhaftes Buch« *FAZ, Tilmann Spreckelsen*

»Eines seiner großartigsten Bücher ... Timm erzeugt eine fast magische Atmosphäre.« *NDR, Katrin Krämer*



SPIEGEL Bestseller

Gebunden. € (D) 25,-

Das Hörbuch erscheint bei Argon
Gelesen von Gert Heidenreich

Kiepenheuer & Witsch

Jüdisches
Leben in
Deutschland:
Challa und
Honig für den
Kiddusch in
der Sukkat
Schalon-Syna-
goge in Berlin
Foto: Uwe
Steinert/imago



Zu Jom Kippur zurück nach Deutschland

Dana Vowinckels Debütroman „Gewässer im Ziplock“ schickt eine zerbrochene Familie zwischen Berlin, Chicago und Jerusalem auf die Suche nach sich selbst

Von Tim Caspar Boehme



Dana Vowinckel: „Gewässer im Ziplock“. Suhrkamp Verlag, Berlin 2023, 362 Seiten, 23 Euro

Fragmentiert. So beginnen die ersten Passagen des Buchs, nicht in Kapitel unterteilt, lediglich durch Asteriske voneinander getrennt. Die Personen treten zunächst ohne Namen auf, man begegnet ihnen in Situationen, die alltäglich scheinen, doch nicht unbedingt vertraut. Gleich auf der ersten Seite erfährt man, dass die Szene in der jüdischen Gemeinde Berlins spielt. Vom Kiddusch ist die Rede, von Gabbaim, den Laienvorstehern einer Synagoge, und von koscherem Catering.

Die Schriftstellerin Dana Vowinckel erzählt in ihrem Debütroman „Gewässer im Ziplock“ von einer Familie, die drei Staaten miteinander verbindet: Israel, die USA und Deutschland. Sie besteht aus Avi, der von Israel nach Deutschland gezogen ist, seiner ehemaligen Partnerin Marsha, einer US-Amerikanerin,

und ihrer gemeinsamen jugendlichen Tochter Margarita, einer Deutschen. Sie alle sind Juden. Eines der wenigen Dinge, über das in dieser Nicht-mehr-Familie Einigkeit herrscht. Wobei selbst diese scheinbare Gewissheit im Verlauf des Romans in Zweifel gezogen werden wird.

Zerrissen ist die Familie schon lange. Marsha und Avi hatten sich in Israel kennengelernt, waren dann nach Deutschland gezogen, wo Margarita zur Welt kam. Doch weil Marsha es in dem Land nicht aushielt, ging sie zurück in die USA. Avi, der eine Stelle als Kantor der jüdischen Gemeinde antrat, lebt seitdem alleinerziehend mit Margarita in Berlin-Prenzlauer Berg.

Dana Vowinckel wechselt in der Erzählung zwischen Avis und Margaritas Perspektive, er in Berlin, sie verbringt am Anfang des Buchs die Sommerferien bei den Großeltern in Chicago. Margarita eckelt sich vor dem Essen, das ihr die Eltern ihrer Mutter vorsetzen, vor den Geräuschen, die sie am Tisch erzeugen. Bei aller Abscheu vor Zähnen, die beim Joghurtessen auf Besteck schlagen, und der vielen Fluchten ins Bad, wohin Margarita sich zurückzieht, wenn es ihr zu viel wird, könnte man meinen, dass sie keine Zuneigung zu diesem Teil der Familie empfindet. Mehr und mehr wird aber deutlich, dass sie eben auch eine Teenagerin mit den zugehörigen Nöten ist, eine höchst sensible.

Als Margarita von Avi erfährt, dass sie vor der Rückkehr nach Berlin ihre Mutter in Jerusalem besuchen soll, wo diese gerade als Stipendiatin an der Universität forscht, ist sie wenig begeistert. Zur Mutter hatte sie jahrelang keinen Kontakt, die Eltern trennten sich im Schlechten. Margarita muss sich gleichwohl dem Willen der Erwachsenen beugen. Dass Marsha sich im Datum der Anreise irrt und Margarita ihren ersten Tag in Jerusalem allein verbringt, hilft bei der schwierigen Begegnung nicht unbedingt.

Mutter und Tochter begeben sich auf eine Reise durch Israel, während der sie so gereizt aufeinander reagieren, dass irgendwann auch Avi nach Jerusalem

fliegt, weil er die Sorge um seine Tochter nicht mehr erträgt. Vowinckel lässt die gegenseitigen Gereiztheiten bis an die Schmerzgrenze eskalieren, zugleich steckt selbst in den geschilderten Gemeinheiten so viel Zärtlichkeit, dass man mit jeder der Figuren mitleidet. Vor allem aber zeichnet Vowinckel ihre Protagonisten, wie sie sich und ihr Gegenüber bis in die kleinsten Regungen beobachten und befragen, mit einer an die Imitation von Leben gemahnenden Wachheit. Für das bewegte Miteinander findet Vowinckel unterschiedliche Rhythmen. Wenn es so richtig hakt, folgt mitunter ein Stakkato-Satz auf den nächsten,

Selbst in den geschilderten Gemeinheiten steckt so viel Zärtlichkeit, dass man mit jeder der Figuren mitleidet

in anderen Passagen verkettet sie wie atemlos wirkende Nebensätze.

So wenig selbstverständlich sind die Protagonisten des Romans sind, so wenig selbstverständlich sind sie sich als Juden. Insbesondere das Leben als Jude in Deutschland und die Frage, ob und wie dieses nach dem Holocaust möglich ist, nimmt Vowinckel von den verschiedenen Seiten in den Blick, neuere Ereignisse wie den antisemitischen Anschlag von Halle erwähnt sie kurz. Nicht zuletzt der Glaube selbst steht bei Avi keineswegs so unerschütterlich fest, wie es lange scheint. Wenn es sein muss, fährt Avi in Israel am Schabbat, obwohl es verboten ist, mit dem Auto. Ungeachtet dessen, dass er darauf besteht, dass Margarita zu Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag, mit ihm nach Berlin zurückkehrt.

Diese Schwankungen fängt Vowinckel in der Sprache mit leichten Verschiebungen

ein. Wo anfangs mit „Haschem“, wörtlich „Der Name“, dem dritten Gebot Rechnung getragen wird, nach dem man den Namen des Herrn nicht missbrauchen soll, schreibt sie gegen Ende des Buchs vereinzelt direkt den Namen des Herrn, „Gott“. Einige der im Text verwendeten hebräischen Begriffe sind zudem am Ende in einem Glossar erläutert. Haschem ist nicht darunter.

Ein im konservativen und orthodoxen Judentum wichtiges Konzept stellt Vowinckel ebenfalls vor, die Matrilinearität. Danach ist nur Jude, wer von einer jüdischen Mutter abstammt. In Israel gilt dies über vier Generationen hinweg. Eine Folge des Treffens mit ihrer Mutter ist, dass Margarita in dieser Frage Unsicherheit überkommt, was der Roman nicht auflöst.

Nichtjüdische deutsche Leser bekommen in „Gewässer im Ziplock“ eine Ahnung davon, wie heikel die Erinnerung an den Holocaust in Deutschland sein kann. So bemerkt Margarita bei einem Besuch in der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem einen krassen Unterschied: „Während in den deutschen und polnischen Gedenkstätten ständig das Entsetzen darüber ausgedrückt wurde, dass sogar die assimilierten Juden ermordet worden waren, ging es hier, in Yad Vashem, lediglich darum, dass es Menschen gewesen waren.“ Woraus sie folgert: „Die Deutschen dachten, die Juden, die an Jom Kippur Leberkäse mit Sahneseife gegessen hatten, hätten es weniger verdient zu sterben als die Frommen, wahrscheinlich dachten die Deutschen das noch immer.“

Dem stellt sie eine Haltung entgegen, die unterschiedslos an das Leid jedes einzelnen Opfers gemahnt und es nicht hinter bloßen Zahlen zum Verschwinden bringt, mit einem Zitat des Schriftstellers Abel Herzberg: „Nicht sechs Millionen Juden wurden ermordet. Ein Jude wurde ermordet, und das ist sechs Millionen Mal geschehen.“

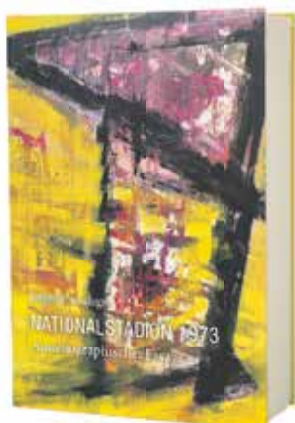
Daran zu erinnern, ist nicht erst seit dem 7. Oktober wieder dringend, Dana Vowinckels Buch war schon zuvor bei seinem Erscheinen aktuell und nötig. Dieses so unnachgiebig kluge wie souveräne Debüt möge viele Leser finden.

Jorge Montealegre

Nationalstadion 1973

Autobiographischer Essay

Lesereise
des Autors



„Denkwürdigstes Zeugnis eines Überlebenden des Militärputsches in Chile am 11. September 1973.“

Deutsche Erstausgabe
Fritz Bauer Bauer Bibliothek,
Band 6

Seiten: 192, Hardcover
ISBN: 978-3-949379-13-0
Euro: 22,00

www.fritz-bauer-forum.de

Bochum: Fritz Bauer Forum, 17. Oktober, 18:30 Uhr
Frankfurt: Goethe Universität, 19. Oktober, 12:00 Uhr
Frankfurt: Buchmesse, 20. Oktober, ab 12:00 Uhr
Berlin: Chilenische Botschaft, 23. Oktober, 19:00 Uhr

BUXUS
EDITION

Das Blickregime im Gerichtssaal

Hunderte Verhandlungstage und eine schweigende Angeklagte: In „Laufendes Verfahren“ setzt sich Kathrin Röggl mit dem NSU-Prozess auseinander

Von Julian Weber

Wir wollen einfach sehen, was in diesem Land geschieht, und wo kann man es deutlicher sehen als in den Gerichtssälen dieses Landes, vor allem in diesem historischen Prozess, den man mal den Nachwendeprozess schlechthin nennen wird.“ Kathrin Röggl legt in ihrem als „Roman“ bezeichneten neuen Werk „Laufendes Verfahren“ Zeugnis ab. Das Dokumentarische hat mehr Wert als das Fiktionale, am Ende nennt sie in Gedenken an die zehn Ermordeten des NSU ihre Namen, es ist eine deutliche Mahnung. Zuvor schreibt sie aus der Perspektive von Beobachter:innen über den Mammut-Strafprozess gegen die rechtsradikalen Terroristen. Eine monumentale Setzung.

Der Plural „wir“ schildert Erlebnisse von „Omagegenrechts“, „Bloggerklaus“ und „Grundsatzyildiz“ und anderen regelmäßig Anwesenden. Sie wohnen aus unterschiedlichen Motiven der Gerichtsverhandlung in München von der Empore aus bei. Aus diesen Individuen wird eine kritische Masse „Wir“. Von ihr werden divergierende Ansichten über den Prozessverlauf, juristische Details und handelnde Personen im Gerichtssaal diskutiert.

Der NSU-Prozess erstreckt sich über mehr als 400 Verhandlungstage und dauert von 2013 bis 2018. Verhandelt werden neun Morde an Bürgern mit migrantischen Hintergründen und ein Mord an einer Polizistin, zwei Sprengstoffanschläge, 15 Raubüberfälle und 43 Mordversuche. Über 1.000 Aktenordner werden dafür angelegt. Skandalbehaftet ist die Aufarbeitung von Anfang an. Auch auf-

grund der jahrelangen polizeilichen Ermittlungsspannen bis unmittelbar vor dem Aufhängen der faschistischen Mörderbande 2011 und dem Selbstmord zweier Hauptverdächtiger liegt ein Schleier über allem.

Die mutmaßliche Verstrickung der Inlandsgeheimdienste, deren V-Leute mit dem Täterkreis bekannt waren, wobei der V-Mann Andreas T. sogar bei einem der Morde in Kassel anwesend war, führt zur Entstehung eines Dunkelfelds, das bis heute nicht richtig erhellt ist. Obwohl höchste politische Kreise der Bundesrepublik in der Aufklärung involviert sind, auf politischer Ebene gibt es Untersuchungsausschüsse in mehreren Bundesländern, auf juristischer Ebene übernimmt die Bundesanwaltschaft in Karlsruhe die Ermittlungen.

Von diesen Größenordnungen handelt „Laufendes Verfahren“ jedoch nicht. Kann es auch gar nicht. Wichtige Akten sind geschreddert worden oder haben 120-jährige Sperrvermerke bekommen. „Die geschwärzten Stellen werden die ungeschwärzten ad absurdum führen, sie werden sie verdrängen“, heißt es dazu. So ist das „Wir“ auf der Besuchertribüne eine wichtige Instanz. Röggl nutzt sie, um das, was nicht gesagt wird, ausführlich zu schildern.

Das Schweigen der Hauptangeklagten zum Beispiel. Ein Schweigen, das auch nach der Urteilsverkündung weitergeht, wie sie schreibt. „Es wird aber kein Urteilsende geben, nicht hier.“

Daher stützt sich Röggl in „Laufendes Verfahren“ auch auf die Mühen der Prozess-Ebene, tätig scheinbar banale Beobachtungen. Verteidiger verkleben an einigen Tagen ihre Notebooks mit Sichtschutz. Ein Zeuge tritt auf, der ein Hakenkreuz im Nacken tä-

towiert hat, welches er dann mit einem Pflaster verdeckt, damit es die Richter und Sicherheitsbeamte im Saal nicht sehen. Schlipse werden aus Anwaltsaschen geholt und auseinandergerollt und Richter-Roben werden übergestreift. Das ist penibel, peinsam, oft auch unheimlich zu lesen: Wenn Nazis auf der Zuschauertribüne Adressen von berichtenden Journalist:innen ausposaunen, wird aus stillem Schrecken sehr anschauliche Bedrohung.

In einem Radiointerview hat die österreichische Autorin den NSU-Prozess als Theaterstück deklariert. Hmm. Ein Gerichtsdrama hat sie definitiv nicht verfasst. Eher ist es

eine Auseinandersetzung mit den Winkelzügen juristischer Formalien, mit dem Prozedere der Wiedererkennung von Verdächtigen, die wichtige Zeugen erkannt haben wollen; mit der Prozessordnung und der Redezeit von Verteidigern; mit den Blickregimen im Gerichtssaal. „Laufendes Verfahren“ arbeitet sich an den juristischen Regelwerken Hardcore ab: Dass Quellenschutz vor Opferschutz geht, wird einmal konstatiert, und das liest sich wie eine Grabinschrift. Man muss sich bei der Lektüre anstrengen, gut so. „Sprache ist begrenzt, immer schon vermint“, heißt es ein andermal. Fast hätte ich geschrieben „zwischen den Zeilen“.



Kathrin Röggl: „Laufendes Verfahren“. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 2023. 208 Seiten, 24 Euro



Juristische Winkelzüge: Im Gerichtssaal des NSU-Prozesses. Foto: Sascha Fromm/Imago

Lange Zeit bin ich vorm Fernseher eingeschlafen

Jochen Schmidts gesammelte „Schmidt sieht fern“-Kolumnen erzählen einen meistens gutgelaunten Alltags- und Bewusstseinsroman

Von Dirk Knipphals

Jochen Schmidts 2008 erschienener Band „Schmidt liest Proust“ ist längst so etwas wie ein Geheimklassiker. Die „Suche nach der verlorenen Zeit“ zu lesen, das kann schnell etwas von ausgestellt Bildungshuberei annehmen, nicht so bei Jochen Schmidt. Er schloss einem die „Recherche“ noch einmal auf, motivierte zur eigenen Lektüre und wendete Prousts mikroskopische Zergliederung der eigenen Gefühls- und Gedankenproduktion auch auf sein eigenes Leben an.

„Man könnte sagen, dass man nicht sterben sollte, ohne Proust gelesen zu haben. Aber in Wirklichkeit ist man dann noch gar nicht geboren“, fasst Schmidt seine Lektüreerfahrung zusammen. Wie wichtig Proust ihm geworden ist, sieht man zum Beispiel an seinem

im vergangenen Jahr erschienenen Roman „Phlox“; lange, rhythmisch wie schaukelnde Sätze, eine Combraysche Rückkehr in einen bedeutenden Ort der Kindheit, hier in der Uckermark, ein Gleiten durch die Zeiten vor und nach der Wiedervereinigung.

Nun also „Zu Hause an den Bildschirmen“, im Untertitel: „Schmidt sieht fern“, wieder zusammengefasste Kolumnen so wie „Schmidt liest Proust“, diesmal die aus der FAS, die sich – und das ist ein Lektüreglück – wieder wie von selbst zu etwas Ganzem runden: Wahrnehmungen, Erkenntnisse und auch Alltagslappstich eines zeitgenössischen Bewusstseins. Das Material dazu liefert jetzt nicht die verbissene tägliche Klassikerlektüre, sondern der entspannte alltägliche Medienkonsum.

Das ist kein Hinabsteigen in die Banalität, sondern meistens gutgelaunte und auch ziemlich ehrliche Lebens-, Beziehungs- und

Familienbegleitung. Anhand der Sendung „Küchenschlacht“ erzählt Jochen Schmidt, wie zentral Wiederholungen des Immergleichen beim Fernsehen sind, Rituale der Tagesgestaltung: „Wir gucken die Sendung aber nicht so sehr, weil uns Kochen interessiert, sondern weil hier nur freundliche Menschen zu sehen sind, die nichts Böses tun (außer Fleisch konsumieren)“. Man bekommt Einblicke in die deutsch-deutsche Geschichte, vor allem die Wichtigkeit des Westfernsehens im Osten; Jochen Schmidt ist in der DDR aufgewachsen, wurde dabei aber teilweise eben durch ARD und ZDF sozialisiert, inklusive Starren auf das Testbild.

Es gibt Schlaglichter auf die Geschichte des Fernsehens: „Als Fernsehansager einen noch strafend ansahen, wenn man beim Fernsehen nicht gerade sitzt.“ Es gibt zwischen- durch weise Sätze: „Der einzige Sieg, um den

es im Leben geht, ist doch der gegen das eigene Ego.“ Ein Sieg, den Schmidt selbst allerdings öfter verfehlt, etwa wenn es darum geht, rechtzeitig den Fernseher wieder auszuschalten und ins Bett zu gehen. Und mindestens eine hübsche Anspielung auf Proust gibt es in diesem Zusammenhang auch: „Lange Zeit bin ich vor dem Fernseher eingeschlafen.“

Weil das lineare Fernsehen auf dem Rückzug ist und durch Streamen ersetzt wird und das Fernsehgerät längst nicht mehr der „Kontrollmonitor für die Welt“ ist, hat das Ganze auch eine nostalgische Note. Wir amüsieren uns zu Tode – so lautete vor Jahren einmal die kulturpessimistische Diagnose über den Medienkonsum. Jochen Schmidt demonstriert etwas anderes: Es gibt überall etwas wahrzunehmen, um davon zu erzählen. Man muss es eben nur machen.



Jochen Schmidt: „Zu Hause an den Bildschirmen“. C.H. Beck Verlag, München 2023. 288 Seiten, 24 Euro

Anzeige

R. C. Sherriff
»Selten wurde das alltägliche Leben in all seiner Würde feinfühlicher zu Papier gebracht. Bereichernd und lebensbejahend.«
Kazuo Ishiguro

Sarah Moss
»Mit Witz und Verve stellt der Roman viele zeitgenössische Werke in den Schatten.«
Hilary Mantel

Garry Disher
»Ein Autor von Weltrang, ein ausgezeichnete Krimi und ein beißender Kommentar zur Gesellschaft. Intelligent, präzise und sehr empfehlenswert.«
Canberra Weekly

Paula Rodríguez
»Action, Spannung, Sog und starke Figuren: Dieses Buch hat alles, was man sich nur wünschen kann.«
Claudia Piñeiro

Christian Signal
»Eine wahre Geschichte, die man sich schöner nicht hätte ausdenken können.«
Critiques Libres

Ursula Hegi
»Ein gewichtiger Roman zur deutschen Geschichte vom ersten bis zum zweiten Weltbrand.«
Der Spiegel

Leonardo Padura
»Padura veranschaulicht das Lebensgefühl seiner Generation. Ein bannender, ein melancholischer Roman.«
WDR

Unionsverlag

Lesen als Therapie



Reichtum einer inneren Welt: Navid Kermani. Foto: Peter-Andreas Hassiepen

Von **Diedrich Dierichsen**

Das macht Navid Kermani so leicht niemand nach: den Sprung in die Szene, in den Konflikt, in die Situation. 365 Abschnitte – woher kennt man die Zahl noch mal? – hat „Das Alphabet bis S“, und immer wieder neu, liebevoll, rätselhaft, soghaft wird man hineingebeamt in diesen je neuen Tag unabhängig von den sehr unterschiedlichen Ereignissen, zähen Kümmernissen, inspirierenden Leseunternehmungen, depressiven Kulturpessimismen oder Alltagsbegegnungen zwischen Hunden und Joggern. In den ersten Sätzen fallen meist konkrete, oft uneingeführte Namen, werden Szenenbilder schnell und scharf hinschraffiert, und man ist mittendrin, hat aber den Zusammenhang mit einer der schon laufenden Erzählungen noch nicht begriffen. Wir wissen gerade nicht, dass der Protagonist des gerade gelesenen Romans so heißt, dass die Kölner Innenstadt oder der mediterrane Urlaubsort diesen oder jenen Namen bergen. Dann sind wir beim Zusammenreimen, und dann ist es doch ein vertrauter Strang, der aber nun als irgendwie neu und anders ausgeleuchtet ist, umgedeutet, all dem entrissen, was eine Leier werden könnte.

Und das ist manchmal nötig. Wie der großartige und vergleichbare Vorläufer „Dein Name“ hat auch „Das Alphabet bis S“ viele Stränge und Sprünge. Aber im Gegensatz zu der massiven Involviertheit des mitten im Leben Trauernden des Meisterwerks von vor zehn Jahren kennzeichnet den neuen Großroman doch eine starke Gravitation zu Doom und Verzweiflung: Sterbeerzählungen, Älterwerden, Verlust von Vertrauten, Gefahren für Geliebte. In der Summe ergibt das die Umrisse eines drohenden Zerfalls der Organisation des inneren Lebens, der sich dann auch auf die Meinungen zu und Perspektiven auf das öffentliche Leben, die Geschichte, die Politik, die Literatur und die Kunst in Richtung einer mürrischen Mutzigkeit auswirkt.

Die Hauptfigur weigert sich etwa, ein Smartphone zu benutzen, und nimmt auch sonst nicht sehr en-

thusiastisch am zeitgenössischen Leben teil. Der psychologische Laie sagt: Hier geht es um den Umgang mit einer exogenen Depression und zwei Strategien dagegen, ein aufschreibendes, selbstbeobachtendes Verarbeiten und den Ausweg des Lesens – auch wenn die Hauptfigur der Depressionsdeutung erwartbar vehement widerspricht, als Herabsetzung und – unausgesprochen – Banalisierung dessen, was Trauer ausmache.

Diese zweite Therapie, das Lesen, begründet auch den Roman und ist eine von zwei konzeptuell rahmenden Maßnahmen, die der Roman vornimmt. Durch eine Trennung wird im Bücherregal der

In seinem neuen, großen Roman „Das Alphabet bis S“ erzählt Navid Kermani aus weiblicher Perspektive. Die Erzählerin nimmt sich nach einer Trennung vor, alle ungelesenen Romane ihrer Bibliothek alphabetisch abzarbeiten

Hauptfigur ein Umbau nötig, der Platz schafft und Bücher in Reichweite rückt, die vorher zu weit entfernt standen. Jetzt nimmt sie sich vor, die bisher ungelesenen Autor_innen in alphabetischer Reihenfolge durchzulesen. Da kann sich Kermanis genresprengendes Talent entfalten, Lesen als inneres Drama oder Abenteuer des Lesenden zu inszenieren. Das will immer wieder was anderes tun, als Philologie oder Rezension oder Fanfiction zu betreiben, trägt aber doch Züge von all diesen Verfahren eines wilden oder absoluten Lesens. Das Desiderat eines literaturbezogenen Gonzo-Journalismus – allerdings dann doch etwas frommer und achtsamer, als Hunter S. Thompson wäre, wenn er ein öffentlicher Leser geworden wäre.

Fantastische Entdeckungen

Leider hält die Hauptfigur nicht alle Leseversprechen (Hans Henny Jahnn, Uwe Johnson), verliert sich auch mal in Lektüren von Autoren, von denen man gonzoistisch sagen müsste, *they bore the living daylight out of me* (wie Cioran), aber er hat auch fantastische Entdeckungen für mich parat (Péter Nádas habe auch ich nie gelesen und wohl nie so) und die Freude, dass jemand alte Favourites aus der persönlichen Top 5 der Weltliteratur ganz anders entdeckt wie hier José Lezama Lima.

Man könnte bei dieser Rezension auf die Idee kommen, der Rezensent hätte das rezensierte Buch gern selbst geschrieben. Ja und nein. Dies galt vor allem für „Dein Name“, das auf zwei Ideen basierte – das Ich des Autors nur perspektivisch von der Sicht der anderen her zu entfalten und für jeden Verstorbenen, den der Autor persönlich kennt, einen Nachruf zu schreiben –, die ich gern selbst realisiert hätte. Hier ist es nur das Abarbeiten der eigenen Bibliothek als ein weiterer objektivierender, regelhafter Versuch, der eigenen Subjektivität eine Dinghaf-

tigkeit abzutrotzen, den ich schon immer selbst gerne realisiert hätte.

Der andere konzeptuell-rahmende Einfall ist eher irritierend, aber nicht nur ärgerlich und punktuell auch ganz stark: Kermani erzählt aus weiblicher Perspektive. Die Ich-Erzählerin gleicht ansonsten weitgehend dem Autor, macht dasselbe, denkt dasselbe, hat dieselben Aufträge, Loyalitäten, Interessen etc. Die weibliche Perspektive beschränkt sich auf wenige Szenen, eine heterosexuelle Affäre mit einem männlichen, real existierenden Autor (aus dem Alphabet) und die wiederkehrende Beschwerde über die gelesenen Autoren, dass sie – typisch für Männer – eitel seien. Die vom Mann als Ebenbild erfundene Frau erlaubt sich also mitunter eine klischeehaft feministische Anwendung. Ansonsten ist die Erzählerin dezidiert keine Feministin, gegen „Identitätspolitik“ und bei einer Diskussion mit der realen Helene Hegemann auch schon als „klerikalfaschistisch“ beschimpft worden.

Was Kermani mit dieser Maßnahme bezweckt? Will er der der sogenannten Identitätspolitik zugeschriebenen Position, Leute einer bestimmten Sorte könnten nur für Leute einer bestimmten

Was soll das? Will Kermani der von ihm ungeliebten Autofiktion ein Auswischen?

Sorte sprechen, widersprechen, indem er – omnipotenter Universalismus der schönen Literatur! – demonstriert, dass er auch das Gegenteil doch kann?

Nun, diese viel gegeißelte, vermeintlich authentizistisch-identitätspolitische Position richtet sich ja vor allem negativ gegen die default Allzuständigkeit des immer schon unmarkierten weißen Cis-Hetero-Autors; also gegen ein Machtverhältnis, das die eigene Indifferenz und Selbstverständlichkeitsanmaßung falsch als Universalismus ausflaggt. Darüber hinaus enthält sie in keiner mir bekannten relevanten Fassung explizit die ihr oft zugeschriebene Normativität einer prinzipiellen Zuständigkeit der immer nur je Betroffenen. Sie will Stimmen und Diskurse vermehren, nicht beschränken. Allerdings will sie die bisherige Ungleichverteilung des Rederechts politisieren – und da kriegen die, die immer schon Rederecht hatten, schnell die Panik.

Oder will Kermani dem von ihm ungeliebten, aber angesagten Genre der Autofiktion ein Auswischen, indem er deren bevorzugtes Thema Transition als eines vorführt, welches er mit bloßer Willens- und Einbildungskraft bewältigt (während alles andere so bleibt, wie es ist)? Dabei ist ja gerade Thema solcher autofiktionaler Transitionsliteratur (Preciado, Nelson, Wark), wie die Fiktionalität erzählter Figuren und die reale Transformation in Verbindung zueinander stehen, nämlich komplex und weder mechanisch noch authentizistisch.

Beide Ideen fände ich so falsch wie unappetitlich. Als Einfall à la Oulipo – wie: einen Roman ohne den Buchstaben e schreiben – gehört es in den Bereich des belletristischen Sports. Stark ist aber, dass man beim Lesen tatsächlich die

Stimme einer Frau und die Stimme Navids hört – der Rezensent kennt ihn persönlich –, das gerät zu einem seltsam queeren Effekt. Man hört Navid als Frau, das hat was. Gerade seine Energie, sein Können machen diesen Effekt aber oft schnell wieder kaputt, denn sein Mitteilungsdrang als der Typ, der er ist und den man kennt, setzt sich natürlich durch – gerade an den gelungensten Stellen, nicht als „wahres Selbst“, sondern als gut eingespieltes Können, als Flexen der Schreibmuskeln.

Es entsteht so aber auch eine ganz merkwürdige und in mancher Hinsicht zum Projekt Kermanis sehr passende dialektische Zeitgenossenschaft. Kurz vor der Pandemie habe ich mal ein Seminar über Autotheorie und Autofiktion ausgerichtet, bei dem wir auch „Dein Name“ gelesen haben. Und der passte sehr gut zwischen all die von ihm vermutlich eher abgelehnten Autor_innen queere feministischer Provenienz und auf der anderen Seite Leuten wie Knausgård. Mit seiner zentralen Geste gegen und mit dem (vermeintlichen) Zeitgeist rückt der Gegner des Genderns und Verfechter der alten Rechtschreibung in die Mitte einer von ihm abgelehnten Entwicklung und zappelt um sein Leben, den Erhalt der schriftstellerischen Autorität. Das ist ehrenwert und bar jeder Kastrationsangst, die sonst die Leute plagt, die an älteren Rechtschreibordnungen festhalten.

Vor Kurzem hätte ich mit Kermani sein vorangegangenes Buch diskutieren sollen, religiöse Dialoge mit seiner Tochter. Die Pandemie hat es verhindert. Ich hatte mich aber damals gezwungen, mich mit der Religiosität des Autors zu beschäftigen, die ich bei meiner Begeisterung für frühere Texte ihre Wichtigkeit für den Autor verdrängend eher in Kauf genommen oder zu einer poetischen Spiritualität à la Free Jazz zurechtgedeutet hatte. Hier taucht sie nun in allen Darreichungsformen auf, tatsächlich als spirituelle Poesie, als theologische Nerdigkeit, als protestantische Frömmelei, die sich über originelle Kundmachungen von Kindermündern freut, als tiefgläubiger Überbietungswettbewerb mit einem an Martin Mosebach erinnernden erzkatholischen Freund namens Offenbach oder als parapolitischen Impuls zu einer Politik des Nichtertrinkenlassens.

Wer immer sich aus Kermanis religiösen Output also die Rosinen der eigenen Weltanschauung picken wollte, in meinem Fall den Free Jazz, die Empathie und das Nerdige, sieht sich hier mit dem Panorama ihres Zusammenhangs konfrontiert, der genau so wunderbar wirkt wie für ihn (oder sie) zeitgenössische Diskussionen und Überzeugungen, welche die Welt woke nennen würde.

Diese Spiegelung bezeugt den Reichtum einer inneren Welt, der ich eher Weltverlust vorgeworfen hätte. Sie wird zeitgenössisch im Medium des Wunderlichen, das sich alle Beteiligten gegenseitig zuschreiben. Und dies bleibt nicht der einzige Moment, wo die Erzählerin, die sich von der Gegenwart und ihren Hundebesitzern innerlich abwendet, besonders zeitgenössisch wird. Sie ist ja auch auf ihrem eigenen Trip, hat nur all die postkolonialen Feministinnen, die sich für das „Postsäkulare“ interessieren, noch gar nicht zur Kenntnis genommen und wie nahe man einander stehen könnte.



Navid Kermani: „Das Alphabet bis S“. Hanser, München 2023. 592 Seiten, 32 Euro

Kermani inszeniert Züge eines wilden Lesens. Foto: Rupert Warren/plainpicture



Kurz huschen in dem Roman Peymann und Castorf durchs Bild. Vorhang auf! Foto: Mia Takahara/plainpicture

Rettung in die Kunst

Olga Bach erzählt von drei hochbegabten Außenseitern im Berliner Museums- und Theaterbetrieb und von einem Aufstieg in die Hochkultur, die existenziell prekär bleibt: „Kinder der Stadt“

Von Eva Behrendt

Wenn du schon keine Literatur schreibst, dann müsstest du wenigstens ehrlich sein und bei den Fakten bleiben. Auch wenn es um dich geht. Du müsstest alles erzählen“, wirft auf der Hälfte des Romans Maria ihrer Freundin, der Ich-Erzählerin Irina, vor. Zum Streit zwischen den beiden jungen Frauen kommt es in dem fiktiven Berliner „Museum für Identität und Wiedervereinigung“, das Maria, Irina und ihren gemeinsamen Freund Orhan mit einem Kunstprojekt beauftragt hat, in das ihre eigenen „diversen“ Biografien einfließen sollen.

Irina, die Autorin des Projekts, hat bislang vor allem über Maria und ihre Ost-Familie geschrieben – und Maria, Journalistin und engagiert in der Partei Die Linke, ist not amused. „Ich bin ... doch nicht unehrlich ... nur weil ich nicht ... alles erzähle“, rülpst Irina zu ihrer Verteidigung. Rülpfen: ihr neurotischer Tick, der den Ernst der Auseinander-

setzung minimal unterläuft. Mit der Diskussion über literarische Aneignung reflektiert die 1990 geborene Autorin und Kammergerichtsreferendarin Olga Bach in ihrem Romandebüt „Kinder der Stadt“ auch ihr eigenes Schreiben.

Denn Bach camoufliert, kaum dass sie hier ihre eigene Geschichte als Teil eines Trio infernale mit Theater- und Opernregiestar Ersan Mondtag erzählt, der in den 2010er Jahren mit seiner „spektakulären Bildsprache“ mehrere Theaterstücke von Olga Bach inszeniert hat (unter anderem „Die Vernichtung“, „Das Erbe“) und sich vor Aufträgen an internationalen Opernhäusern kaum retten kann. Es ist die Coming-of-Age-Story einer Freundschaft zwischen drei sensiblen, hochbegabten Außenseitern, die sich, da hat der Kommunikationsleiter des Museums aka Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung, Versöhnung in seinem Antragsjargon schon recht, „kollektiv und individuell, vereinigt, aber doch differenziert in Berlin verorten“.

Olga Bach verschränkt verschiedene Erzählstränge; Datumsangaben ermöglichen die Orientierung. Ein Strang verfolgt aus der Ich-Perspektive das allmähliche Scheitern des Museumsprojekts während der Coronajahre 2020/21, ein anderer greift allwissend zurück in die Nullerjahre, als Irina und Spitzenschülerin Maria sich anfreunden, im Jugendtheater auf Orhan treffen, zusammen feiern, Drogen konsumieren, reisen und Theater machen. Ihre jeweilige Herkunft sind unterschiedlich, privilegiert oder prekär: Irina kommt aus bildungsbürgerlicher Familie, und auch wenn die getrennt lebenden Eltern in ihren künstlerischen Berufen kein Vermögen anhäufen – der exzentrische Vater bewohnt in Ostwestfalen „völlig altersverarmt“ einen Palast –, stiftet die Grunewaldvilla der Großeltern Sicherheit.

Auch Marias Eltern sind geschieden; sie wohnt bei ihrer Mutter, die plötzlich mit ihrem sehr viel jüngeren Bruder nach Mexiko verschwindet, die Tochter zurücklässt

und ein Jahr später erneut schwanger zurückkehrt – Maria, immer noch Schülerin, ist inzwischen zu Irinas Mutter nach Schöneberg gezogen. Ihren Vater Hans, ein ehemaliges DDR-Heimkind, trifft sie nur zum Sport; als sie einmal unpünktlich ist, droht er schriftlich mit Kontaktabbruch.

Orhans Mutter Birsen spricht kaum Deutsch, Vater Mehmet ist Alkoholiker. In einer der dramatischen Miniaturen, die Olga Bach zwischen ihre Prosa streut, verprügelt Birsen ihre streitenden Kinder in einer Comic-haften Mehlstaubwolke mit dem Nudelholz. Trotz Orhans rasanten Aufstiegs in die Hochkultur – auf Rat einer ebenfalls türkischen Kollegin hat er seinen Namen von Yildiz zu Stern geändert – hält er engen Kontakt zur Familie; einmal verunglückt sie fast in seinem Auto. Jemand hat die Reifen manipuliert, das LKA ermittelt. Waren es deutsche Rechtsradikale oder türkische Nationalisten? Beiden dürfte der schwule Künstler ein Dorn im Auge sein.

Olga Bach schreibt rasant und lakonisch zugleich, sie psychologisiert nicht, beschränkt sich auf konkrete Handlungen und Gespräche. Orte und Räume beschreibt sie oft nur in stichpunktartigen Aufzählungen. Ein cooler, unsentimentaler Stil, Theaternerds haben vermutlich Extraspasß beim Entschlüsseln mancher Namen – doch weder Claus Peymann noch Frank Castorf, die hier kurz als steinalte Legenden Bernhard und Markus durchs Bild huschen, spielen eine echte Rolle für das Buch.

Etwas anders verhält es sich mit Asko Tamm alias Vegard Vinge: Die drei Freund:innen nehmen 2008 an einer Performance teil, lassen sich reihenweise in einem gefakten Gewaltritual von Tamm die Kehle durchschneiden. Während Irina

Kunst funktioniert hier als Emanzipationstool und Safe Space, ja als Ersatzfamilie

es kaum aushält, genießen Orhan und Maria die Grenzerfahrung, das stundenlange Abtauchen in die Parallelwelt. „Wenn die Gewalt ritualisiert ist, nach Regeln verläuft, dann ist es keine Gewalt mehr.“ Das hatte Orhan einmal zu Irina gesagt. Da hatten sie aber nicht übers Theater gesprochen, sondern über Gewalt in der Familie.“

Die Stelle ist auch deshalb interessant, weil der Kunst in „Kinder der Stadt“ die Funktion eines Emanzipationstools und Safe Space, ja der Ersatzfamilie zukommt – zu einem Zeitpunkt, als die Diskurse über Machtmissbrauch und Diskriminierung die Theater noch gar nicht erreicht haben. „Das Theater hat mich also gerettet“, sagt Orhan einmal zu Irina, die sein oft erratisches Schwanken zwischen Verslossenheit und Exzentrik mit Neugier und trockenem Humor betrachtet („Wir machen bestimmt wieder ein Meisterwerk“, sagt er und zieht dann seine Line. Er klingt beinahe traurig“).

Dennoch ist „Kinder der Stadt“ mehr als Schlüsselroman im Theaterbetrieb. Dass die Rettung durch Kunst für Orhan weit existenzieller ist als für Irina, die um Zeit und Geld viel weniger kämpfen muss als ihre Freunde, verschweigt Olga Bach nicht. Irinas Freund Gabriel liest ihr die Leviten, nachdem sie ihn in Istanbul betrogen hat, während er im Lockdown als Arzt im Krankenhaus schuftete: „Wenn die Welt untergeht, wirst du in das Raumschiff steigen und dich mit wenigen anderen in Sicherheit bringen. Du bist Marie-Antoinette.“ Weil Olga Bach ihren Millennial-Roman auf diese Klassenanalyse hin zuspitzt, widerlegt Irina nicht nur Marias Vorwurf. Sie kann am Ende auch wieder mit den beiden Freunden in die Berliner Nacht ziehen.



Olga Bach: „Kinder der Stadt“. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2023. 352 Seiten, 22 Euro

Anzeige

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG
AUF DER FRANKFURTER
BUCHMESSE 2023

Besuchen Sie uns vom **18. bis 22. Oktober** an unserem Stand **Halle 3.1 B 60**

maldekstra #20

MENSCHENRECHTE
Bis heute ein uneingelöstes Versprechen

maldekstra #20
24 Seiten, Broschur, September 2023

Download und Bestellung unter:
www.rosalux.de/publikation/id/51001

Nuria Cafaro, Bernd Hüttner und Caner Tekin (Hrsg.)

GELINGENDE UND MISSLINGENDE SOLIDARISIERUNGEN
Spontane Streiks in Westdeutschland um 1973

luxemburg beiträge Nr. 18
112 Seiten, Broschur, Juli 2023, ISSN 2749-0939

Download und Bestellung unter:
www.rosalux.de/publikation/id/50904

Thomas Falkner (Hrsg.)

LOTHAR BISKY
Ein Politischer Mensch. 1941–2013.
Lebensweg. Dokumente

Manuskripte 34, 291 Seiten, Broschur
Juli 2023, ISSN 2194-864X

Download und Bestellung unter:
www.rosalux.de/publikation/id/50864

Rosa-Luxemburg-Stiftung (Hrsg.)

WAS BLÜHT IM OSTEN?

Zeitschrift «LuXemburg» 1/2023
140 Seiten, Broschur, Mai 2023
ISSN 1869-0424

Download und Bestellung unter:
www.rosalux.de/publikation/id/50485

Weitere Publikationen unter www.rosalux.de

Schuldlos Schuldige

In „Die Privilegierten“ von Thomas von Steinaecker lassen sich die aktuellen Krisen lange Zeit ignorieren. Aber irgendwann auch nicht mehr. Ein brisanter Roman

Von **Christoph Haas**



Thomas von Steinaecker: „Die Privilegierten“. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2023, 624 Seiten, 26 Euro

Das Motto, das am Anfang von „Die Privilegierten“ steht, führt ins Herz dieses hervorragenden Romans. Thomas von Steinaecker zitiert einen Auszug aus A. A. Milnes „Pu baut ein Haus“. Der Bär, Ferkel und Christoph Robin diskutieren über ein bestimmtes Verhalten Tigers. Dieser meine es bestimmt nicht böse, sagt Ferkel, was von Pu bekräftigt wird: „Alle meinen es eigentlich nicht böse; das finde ich wenigstens.“ Genau darum wird es in „Die Privilegierten“ dann gehen: dass niemand, der auftritt, es böse meint – und dennoch geht alles, fast alles fürchterlich schief.

„Die Privilegierten“ ist der sechste Roman Thomas von Steinaeckers; ihn ausschließlich als Romancier zu bezeichnen wäre dennoch zu kurz gegriffen. Er ist ein ungewöhnlich vielseitiger Autor, der auch Dokumentarfilme für Fernsehen und Kino dreht, kürzlich über Werner Herzog („Radical Dreamer“). Mit „Ende offen“ hat er im vergangenen Jahr ein viel beachtetes Sachbuch über Fragment ge-

bliebene Kunstwerke veröffentlicht. Zudem ist er Comickritiker und -szenarist: Ebenfalls 2022 kam „Stockhausen – Der Mann vom Sirius“ heraus, der erste Teil einer zweibändigen, umfangreichen Graphic Novel. In einer ungewöhnlichen Verknüpfung von Biografie und Autobiografie schildert Steinaecker hier sowohl das Leben des Avantgardekomponisten als auch die enge persönliche Verbindung, die er als junger Mann zu diesem besaß.

Wie „Der Mann vom Sirius“ beginnt „Die Privilegierten“ in der bayerischen Provinz, in Oberviechtach. Bastian Klecka, der Ich-Erzähler – geboren 1982 und damit fünf Jahre jünger als sein Autor – ist gerade vier, als seine Eltern mit dem Auto tödlich verunglücken. Er wächst daher bei seinem Großvater auf, einem Thomas-Mann-Forscher und Bildungsbürger alter Schule, der „Höhenkammkunst“ schätzt und für den das Fernsehen der „Inbegriff von Totalverblödung“ ist. Eine Brücke zwischen ihm und seinem Enkel schlägt vor allem das gemeinsame, konzentrierte Hören von Kunstmusik. Aus der Isolation des Wai-

senkinds befreit Bastian die Freundschaft mit dem „Öko-Mädchen“ Madita und dem aus Rumänien stammenden Ilie.

Erwachsen geworden, strebt Bastian zunächst das Lehramt an, macht dann aber Karriere beim Fernsehen, wo er zunehmend im Bereich der Virtual Reality tätig ist. Eines seiner Projekte ist der „Retro-Room“, eine VR-Version der in den 1990ern beliebten Show „Jeopardy“ mit Frank Elstner. Ebenfalls erfolgreich ist seine Frau Brigitte, die es bis zur Schuldirektorin bringt, auch wenn sie für Bastians Aktivitäten einige Opfer bringen muss. Samy, der einzige Sohn des Paares, erweist sich als hochbegabt, bricht zum großen Leidwesen der Eltern aber sein Medizinstudium ab, um für die gemeinnützige Organisation „Menschen“ an sozialen Brennpunkten zu arbeiten.

All dies wird in einer nahezu den ganzen Roman umfassenden Rückblende aus der Sicht des gealterten Bastian erzählt, der in den 2040ern als Einsiedler in den norwegischen Wäldern lebt und nicht weiß, ob er den Winter

überleben wird. Je mehr die Handlung voranschreitet, desto mehr wird „Die Privilegierten“ zu einem dystopischen Science-Fiction-Roman, der aktuelle Probleme unerbittlich extrapoliert. Dass zunehmend vieles im Argen liegt, streut Bastian in seine Erzählung immer wieder ein; deutlich wird zugleich, wie wenig ihn dies berührt. Die Siedlung in der Nähe von München, in die er zieht, entwickelt sich zu einer von Drohnen und Security bewachten Gated Community, wo sich die Klimakatastrophe, neue Seuchen sowie eine politische und soziale Polarisierung, die zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen führt, wider besseres Wissen lange ignorieren lassen.

Der unbedingte Wunsch, dass trotz aller Bedrohungen, „alles genauso so blieb, wie es war“, begreift Bastian nicht nur für sich selbst als elementar: „So deprimierend und beunruhigend all die Zwischenfälle und mittelgroßen Katastrophen waren, die sich damals in immer kürzeren Intervallen ereigneten, so dachten wir dennoch unbeirrt weiter, es handle sich lediglich um weitere Krisen in einer Epoche der Krisen. Danach würde es jedoch unaufhaltsam aufwärts gehen, was auch immer aufwärts bedeutete. Was hatten wir nicht schon alles überstanden, wobei wir nicht einmal Brigitte und ich oder Deutschland, sondern die Menschheit bedeutete.“

Mit dieser Verdrängung verbunden ist, dass Bastian ein Leben aus zweiter Hand führt. Seine Wahrnehmung ist stark medial vermittelt, sodass er sich immer wieder, gerade in dramatischen Momenten, an Film- und Fernsehszenen erinnert fühlt und den Eindruck hat, er agiere und spreche in einer Fiktion. Hieraus erklärt sich auch sein nicht nur berufliches Interesse an immer ausgefeilteren Virtual-Reality-Konzepten: In einer schweren existenziellen Krise lässt er sich alte Videoaufnahmen in VR umwandeln, sodass er durch seine Vergangenheit spazieren kann, als sei sie die Gegenwart.

Steinaecker bricht über seine Hauptfigur nicht den Stab. Er belässt sie in ihrer Widersprüchlichkeit. Bastian ist ein nur bedingt zuverlässiger, doch nicht unsympathischer Ich-Erzähler. Sein Verhalten ist oft nachvollziehbar: Es fügt sich halt eins ins andere, wie es im Leben so ist. Daher rührt das Erschrecken, das man bei der Lektüre empfinden kann: Es ist, als blicke man in einen Spiegel – und vielleicht hält der Autor, den biografisch manches mit Bastian verbindet, sich in ihm auch selbst einen Spiegel vor. Bastian ist ein schuldlos Schuldiger – wie wir alle. Romane, die eine Zeitdiagnose stellen, sind oft verkappte Leitartikel; in „Die Privilegierten“ aber hat Thomas von Steinaecker unsere Gegenwart auf genuin literarische Weise durchschaut und erfasst.

Aus der Einsamkeit nach der Katastrophe blickt der Held zurück
Foto: imago



7.500 Euro und die Folgen

Der Dichter will kein Sparkassen-Pausenclown mehr sein: Michel Decar hat einen hochkomischen Künstlerroman geschrieben: „Kapitulation“. Er handelt vom versuchten Aufbruch eines prekären Poeten

Von **Marlen Hobrack**

László Carassin ist ein Loser. Nein, das ist eine gemeine Übertreibung. László hat sich dem Künstlerdasein verschrieben, und diesem ist es nun einmal eigen, dass man zu meist verkannt und verarmt endet. László hat sich schon damit abgefunden, dass seine Dinosaurierlyrik und seine Weltraumnovellen weder bei Verlagen noch beim Publikum Anklang finden. Da erhält er eine Auszeichnung für sein Schaffen: Die Sparkasse Celle-Gifhorn-Wolfsburg verleiht ihm einen Förderpreis, 7.500 Euro in Hundert-Euro-Scheinen. Was macht László mit dem Geld? Er besteigt einen Zug in Richtung der Bulgarischen Riviera, um das verdammte Dichterdasein für immer hinter sich zu lassen.

Das ist die Exposition zu Michel Decars grandios-komischem Künstlerroman „Kapitulation“. Nun gibt es gar nicht wenige Texte, die sich auf die eine oder andere Art mit dem prekären Poetendasein beschäftigen, mit der Vereinbarkeit von Brotjobs und Literatur. Decars Twist besteht darin, dass sein Protagonist, für sich selbst undurchsichtig, für die Leser aber sehr offensichtlich, an Selbstüberschätzung und Selbsttäuschung leidet. Das ist

die berühmte Fallhöhe eines Textes, die in Decars Fall schreiend komisch anmutet.

Man verliebt sich unmittelbar in László, der von Bulgarien aus an den Balaton reist, wo er bei seinem Onkel unterkommt. Hier will er sich dichterisch frühverrenten, doch wie soll das Geld für den Lebensabend reichen? Es verflüchtigt sich schneller, als er „Sparkasse Celle-Gifhorn-Wolfsburg“ sagen kann.

„Mich kotzte es an, arm zu sein. Warum hat mir die Sparkasse Celle-Gifhorn-Wolfsburg nur 7.500 Euro in den Umschlag gesteckt, dachte ich an einem dieser verregneten Septembertage, warum nicht 10.000 oder 15.000? Mit 15.000 Euro hätte ich jetzt weniger Probleme. 15.000 oder 20.000 wären eine anständige Preissumme gewesen, aber nein, sie haben mir nur 7.500 Euro in ihren Umschlag getan, weil sie mich mit dieser absurd schiefen Summe demütigen wollten.“

Da sitzt er, der arme Poet, und statt von Sommer, Sonne und einer Ahnung von Unendlichkeit umgeben zu sein, hockt er auf Plastikstühlen und sinniert über Nintendo-Spiele. „Dafür bin ich nicht Dichter geworden. Dichter bin ich geworden, um auf Wildeseln über die ka-

sachische Hochebene zu reiten und wahnsinnig arrogante Topmodels auf der Piazza di San Silvestro abzuknutschen, aber sicher nicht, um in Wolfsburg als Pausenclown aufzutreten.“

Diotima mangelt es László nicht, nur heißt sie bei ihm Mercedes Czerninski. Die hat er angebetet, während er, 29-Cent-Netto-Spaghetti essend, das Dasein als armer Poet fristete. Nur am Rande: Die Netto-

gegenwehen, mutet hier so komisch an, weil dem Leser sofort durchsichtig ist, dass László kein großer Dichter ist.

Doch liefert dieser Künstlerroman nicht nur Kalauer; er spielt vielmehr literarische Verfahren durch. Allerdings versanden auch diese wie Lászlós Pläne. Gleich zu Beginn begegnet er im Zug zwei Herren mit Bürstenhaarschnitt; da kommt doch noch was, denkt man, das ist der Auftakt zu einem Krimi, mindestens einem im Stile von Emil und die Detektive. Aber die Männer verschwinden.

Dann sind da Dingsymbole, die wiederholt auftauchen und von denen der Leser unbedingt wünscht, dass sie Signifikantenstatus erhalten. Was ist etwa mit den seltsamen Uhrenmagazinen, die permanent gelesen werden? László ist sicher, dass sie „(a)ls Reiseführer in die Tiefen des bundesrepublikanischen Unterbewusstseins, als Sternkarte und Kodex für das Unausprechliche“ fungieren. Wenn er das sagt!

Nichts ist signifikant, alles ist überdeterminiert. Alles und nichts, darum geht es in der Literatur. Einnehmender könnte die Kapitulation vor der Literatur nicht sein.



Michel Decar: „Kapitulation“. März Verlag, Berlin 2023, 217 Seiten, 23 Euro

Anzeige

Pointiert! Witzig! Politisch!
Wenn Sie dieses Buch gelesen haben, wissen Sie mehr über Social Media, Künstliche Intelligenz, den Klimawandel, Sex und Bewusstsein und was das alles miteinander zu tun hat!

„Heilige Corona, wir danken dir!“
von Ernst Ludwig Becker
Buch / Softcover 11,00 Euro und eBook-Download gratis in vielen Buchläden erhältlich!

ISBN: 978-3-384-01586-0

Die gekränkte Eitelkeit macht László in Augen des Lesers, der ja in abgeklärter Manier dem Typus des gescheiterten Poeten bei seinen Abenteuern beiwohnt, nur nahbarer. Einmal überlegt er, ob er nicht eine Bank ausrauben soll, aber seine kleinbürgerliche Erziehung reicht nur für kleinkriminelle Akte. Da schlägt ihm Onkel Bernát vor, ein Eine-Million-Euro-Gedicht zu schreiben. Warum denn nicht! Sogar an einer göttninggleichen

Spaghetti, die scheinbar jeder gute Dichter konsumiert haben muss, haben ihren Auftritt auch in einem Martin-Piekar-Gedicht, sie sind literarisch und lyrisch also voll satisfaktionsfähig geworden.

Jetzt nur nicht abschweifen! Die eigentlich ernst gemeinte Frage nach der dichterischen Kapitulation in Zeiten der massenmedialen Dauerbeschallung, in denen die Vorstellungen von Dichtersternen uns nur mehr von George-Buchcovern ent-

Ein slowenischer Imker auf dem Dach. Tatsächlich sind die Slowenen stolz auf ihre Bienen
Foto: Luka Dakskobler



Slowenien auf der Buchmesse

Ausstellung

In dem in Wabenform gestalteten Gastland-Pavillon zeigt die internationale Buchausstellung „Books on Slovenia“ ab 18. Oktober aktuelle Titel slowenischer Autor*innen in Übersetzung und Bücher über das Gastland. Zahlreiche Diskussionsveranstaltungen zu Literatur und Politik, zu Nachhaltigkeit und Dichtung begleiten die Ausstellung. Der Pavillon befindet sich im Forum, auf Ebene 1.

Rahmenprogramm

Kunstinstallationen, Konzerte und Ausstellungen mit Künstlern aus Slowenien finden in der ganzen Stadt statt. Am 19. Oktober wird die slowenische Kult-Band Laibach ein exklusives Deutschland-Konzert in der Jahrhunderthalle in Frankfurt geben.

Neuerscheinungen

Eine Übersicht über alle Neuerscheinungen und Übersetzungen aus dem Slowenischen finden Sie auf der Homepage der Frankfurter Buchmesse.

Ein Land in Mitteleuropa

Atemprotokolle, Familienromane, subversiv verschmutzte Gesellschaftskritik und Bienen: Eine Reise durch die Literatur Sloweniens, des Gastlands der diesjährigen Frankfurter Buchmesse. Es gibt hier viel zu entdecken

Von Doris Akrap

Am Fuße der Julischen Alpen liegt in der Mitte eine Insel, auf der eine steile Steintreppe zu einer Kirche führt. Bled ist eines der bekanntesten Postkartenmotive Sloweniens und der Ort, an dem das Writers-for-Peace-Komitee des PEN International seit 1984 seine jährliche Konferenz abhält.

Ausgerechnet das kleine Bled im kleinen Zwei-Millionen-Einwohner-Land Slowenien hatte sich zu dem Ort entwickelt, an dem Autoren verfeindeter Staaten oder Gruppen sich trafen: Israelis und Palästinenser, Türken und Kurden, US-Amerikaner und Russen oder Chinesen.

Auch in der slowenischen Literatur werden bis heute Weltkonflikte bearbeitet: die beiden Weltkriege, das sozialistische Jugoslawien, der Unabhängigkeitskrieg der frühen 1990er Jahre. Zudem wirbt das Land damit, mit die höchste Dichterdichte der ganzen Welt zu haben, gemessen an Köpfen und Quadratmetern. Tatsächlich erscheinen jährlich ungefähr 3.500 Bücher (davon 300 Gedichtbände) – das ist gemessen an der Einwohnerzahl doppelt so viel wie in Deutschland.

Einiges davon ist nun im Zuge des diesjährigen Auftritts als Gastland der Frankfurter Buchmesse auch in deutscher Übersetzung erhältlich.

Miha Kovač, der Kurator des slowenischen Auftritts, erklärte bei einer Pressekonferenz in Frankfurt, dass die Slowenen nur deshalb als Nation und Land überlebt hätten, weil sie so viel gelesen hätten. Was für andere Staaten das Militär, ist für die Slowenen eben das Bücherlesen. Dadurch, so Kovač, hätten die Slowenen analytisches Denken trainiert, und das habe sie fit für die Unabhängigkeit gemacht. Ob das nun der Wirklichkeit entspricht, sei dahingestellt, schön erzählt ist es allemal.

Neben Romanen, Graphic Novels, Sach- und Kinderbüchern

findet sich tatsächlich eine außergewöhnlich große Zahl von Übersetzungen slowenischer Dichterinnen und Dichter in den aktuellen Programmen der deutschen Verlage. Da wäre die äußerst umfangreiche Anthologie „Mein Nachbar auf der Wolke“, die einen weitreichenden Einblick in die Vielfalt der slowenischen Lyrik des 20. und 21. Jahrhunderts gibt.

Da wären die erstmals übersetzten Gedicht- und Essay-sammlungen des „slowenischen Rimbaud“ Srečko Kosovel („Mein Gedicht ist mein Gesicht“), da wäre der Band mit bisher unübersetzten Gedichten des legendären Regimekritikers, Börsenbrokers und Kulturattachés Tomaž Šalamun („Steine

Was für andere Staaten das Militär, ist für die Slowenen eben das Bücherlesen

aus dem Himmel“), und da wären die neuen Bücher zeitgenössischer Lyriker wie Aleš Steger („Atemprotokolle“) Uroš Prah („Erdfall“) oder Anja Zag Golob („dass nicht ...“).

Golob, die zu den Shootingstars der slowenischen Dichterszene gehört, kritisierte im Gespräch mit der taz, dass Slowenien sich zwar als Land der Dichter vermarkte, aber viel zu wenig dafür tue, dass die Lyrik im eigenen Land wieder mehr gelesen und verlegt wird.

Golob ist eine der prominentesten Publizistinnen Sloweniens, was auch daran liegt, dass sie nicht nur Dichterin, sondern auch politische Kolumnistin ist, die für ihre scharfe Kritik bekannt ist.

Fast könnte man sagen, dass Kritik ein wesentlicher Bestandteil slowenischer Kunst ist. Be-sucht man beispielsweise am

See von Bled die Kirche St. Martin, steht man schmunzelnd vor dem Fresko des legendären Malers Slavko Pengov. Das „Letzte Abendmahl“, das er hier in den 1930er Jahren auf die Wände gemalt hatte, zeigt anstelle von Judas Iskariot das Gesicht des sowjetischen Politikers Wladimir Iljitsch Lenin.

Das Vorbild dafür war ein anderer slowenischer Maler, der für diese Form einer subtilen Kritik international berühmt geworden war: Tone Kralj, der zwischen 1922 und 1952 in über 40 Kirchen Bibelfiguren mit den Gesichtern von Mussolini oder Hitler malte, die als Mörder, Henker oder Hampelmann erschienen.

Diese leicht verschmutzte, subversive und mit historischen Vergleichen arbeitende Kritik der Kunst zieht sich bis heute durch Slowenien, man denke nur an Slavoj Žižek oder die Gruppe Laibach.

Wie es sich für ein Land Mitteleuropas gehört, ist die Historie, vor allem die des 20. Jahrhunderts, in der slowenischen Literatur immer noch ein großes Thema, das es zu verarbeiten gilt.

Die anlässlich der Messe nun neu übersetzten Romane setzen sich mit Faschismus, Kommunismus und slowenischer Identität auseinander und wie die Großwetterlagen sich auf die familiären, die dörflichen und die urbanen Milieus auswirkten. Oft handelt es sich um klassische Familienromane.

So wird beispielsweise in Vinko Möderndorfers „Die andere Vergangenheit“ (Residenz Verlag) das zweisprachige Dorf Dolina über drei Generationen hinweg porträtiert. In Dolina haben die reichen, deutschen Wald- und Sägewerkbesitzer seit jeher das Sagen und treffen auf die mehrheitlich slowenischen Bauern und Arbeiter, auf den Bürgermeister und Gastwirt Novak, später auf die Partisanen. Möderndorfer zeigt die großen Schwierigkeiten, aber auch die großen Momente, die so eine

multikulturelle Gemeinschaft mit sich bringt.

In Roman Rozinas „100 Jahre Blindheit“ ist es die Familie Knap, in die 1900 der kleine Matija geboren wird und sein Leben lang blind bleibt. Rozina porträtiert mit seinem Roman, wie das 20. Jahrhundert durch Industrialisierung, Krieg und Emanzipationsbewegung die Familie vor immer neue Herausforderungen stellt.

Mojca Kumerdeys „Chronos erntet“ (Wallstein) beginnt mit den Sätzen: „Das Land durchlebte moralisch-meteorologisch-medizinische Katastrophen. Genau wie im Alten Testament, wie das Volk feststellte.“ Ein toller Einstieg, der im Prinzip der erste Satz der allermeisten Romane sein könnte. Kumerdey erzählt in ihrem die Geschichte einer Bauerntochter, die sich im 16. Jahrhundert gegen das Patriarchat wehrt, und zeigt, wie zwischen Aufklärung und Aberglaube Fährten in Diktatur und Unterdrückung führen.

Von den Schwierigkeiten der Emanzipation handelt auch der neue Roman der Kärntner Slowenin Maja Haderlap „Nacht-frauen“ (Suhrkamp). Sie erzählt von Mira, die in Wien das Leben einer Akademikerin führt und nach Slowenien fahren muss, weil ihre alternde Mutter Anni Hilfe braucht. Diese Rückreise ist eine Begegnung mit ihrer eigenen und der Vergangenheit ihrer Familie und vor allem mit der der slowenischen Frauen aus dem Dorf. Anhand von drei Generationen wird der Kampf um individuelle Autonomie dieser Frauen erzählt.

„Waben der Worte“ heißt übrigens das Motto des slowenischen Auftritts in Frankfurt. Es wurde gewählt, weil Slowenien nicht nur die meisten Dichter, sondern auch die meisten Imker hat. Tatsächlich entstand nur zehn Kilometer vom See von Bled entfernt die moderne Imkerei: Der von dort stammende Anton Janša war erster Hofimker in Wien. Seine Tech-

niken werden bis heute beim Imkern verwendet und an seinem Geburtstag, am 20. Mai, wird der Welttag der Bienen gefeiert. Und schließlich ist die aus Slowenien stammende „Krainer Biene“ die zweitmeistverbreitete Bienenart der Welt und gilt als fleißig, ruhig und bescheiden. Das ist schon sehr lustig, denn die Biene erinnert an die Vorurteile, mit denen man die Slowenen gerne aufzieht.

Vorurteile haben aber auch die Slowenen. Der Au-

tor Vojnović beispielsweise beschäftigt sich in seinem Roman „18 km bis Ljubljana“ mit den Vorurteilen der Slowenen gegenüber Menschen anderer Nationalität. Andrej Blatnik wiederum behandelt in „Platz der Befreiung“ die Vorurteile, die die Slowenen gegenüber dem Kapitalismus und der Unabhängigkeit pfliegen. Ein Urteil über die slowenische Literatur und Dichtung kann man sich jetzt jedenfalls in Deutschland ganz gut selbst bilden.

taz * talk meets Buchmesse Frankfurt

Auch dieses Jahr ist die taz wieder vor Ort. Besuchen Sie unsere Veranstaltungen, live oder digital im Stream. Treffen Sie das taz-Team an unserem rollenden Tresen und holen Sie sich Ihre druckfrische taz und literataz.

Samstag, 21.10.2023

Apocalypse Now? Die Angst vor dem Weltuntergang

10 Uhr

● im Frankfurt Pavillon (Agora) und im Stream

Die Welt ist voller Krisen. Wie umgehen mit der Angst vor Morgen? Über Bedrohungswahrnehmung, Polarisierung, Kommunikation gegen Ohnmacht und den Kampf um unsere Zukunft.

Mit: Cornelia Betsch, Christian Jakob und Steffen Mau

Moderation: Ulrike Winkelmann und Jan Feddersen

Der Wahrheitsklub tagt: Die Sehnen der Slowenen

13 Uhr

● in Halle 3.0, G67

Traditionell lädt die Wahrheit – die Humor- und Satireseite der taz – zum Wahrheitsklubtreffen auf der Literaturmesse ein. Dieses Mal untergeschlüpft beim Stand des Lappan-Verlags (Carlsen).

Mit: @TOM, Michael Ringel und Harriet Wolff

Mehr Infos zu unseren Veranstaltungen finden Sie unter: www.taz.de/buchmesse.

Sie möchten der taz Fragen stellen, Feedback geben oder sich Infos zu Abos einholen? Sie finden die taz an den Messetagen Freitag bis Sonntag an unserem rollenden Tresen am Eingang City und auf der Agora.

Unser taz-Team freut sich auf Sie!

Linke Folklore, männliche Selbstzweifel

In „Liebe und Revolution“ schildert Jörg Magenau das dauerpolitisierte Westberliner Milieu, das Marx studierte, zwischendurch nach Nicaragua ging – und die taz gründete

Von **Andreas Rüttenauer**

ine Lesegruppe gehörte eben dazu. Links musste sie sein. Und an Peter Weiss' „Ästhetik des Widerstands“ führte dann kein Weg vorbei. „Ein dickes Ding“, das weiß Paul, als er sich das erste Mal mit seinen zukünftigen Mitlesenden getroffen hat. „Da musst du dich durchbeißen, der sperrt sich dagegen, konsumiert zu werden“, sagt Beate. Die findet er toll, himmelt sie an, liebt sie wahrscheinlich, nein, liebt sie wirklich, auf alle Fälle bewundert er sie und beneidet sie auch ein wenig, weil sie es als Autorin auf die Feuilletonseiten der *Frankfurter Allgemeinen* geschafft hat. Beate hatte ihn gefragt, ob er nicht mal mitkommen wolle.

Vielleicht lieben sich Sozialismus und Demokratie vereinen. Mit der Liebe haperts aber

Er kommt mit, trifft in einer dunklen Berliner Hinterhauswohnung auf Kommilitonen aus seinem Philosophiestudium. Darunter ist ein Typ aus Bayern mit einem Protest-T-Shirt gegen die Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf. Der hat eine „knallenge, seitlich geschnürte schwarze Lederhose“ an. Kenne ich. Das wird denken, wer auch nur ein einziges Mal vorbeigegangen ist an diesem dauerpolitisierten Milieu von Politik- oder Philosophiestudierenden und solchen, die es vielleicht gerne gewesen wären, das im alten Westberlin so präsent war. Es ist das Biotop, dem auch die taz entsprungen ist. Diesem Milieu hat Jörg Magenau, selbst ein paar Jahre lang Redakteur dieser Zeitung, seinen neuen Roman „Liebe und Revolution“ gewidmet. In gewisser Weise ist es eine Liebeserklärung geworden.

Paul, der Protagonist, der in diese Welt hineinstolpert, sich nie ganz sicher ist, ob er wirklich dazugehört, ist so etwas wie der teilnehmende Beobachter in dieser Szene, in der es normal war, seinen marxistischen

Lehrmeister an der Uni als intellektuelle Koryphäe anzuhimmeln. Und so bekommt Wolfgang Fritz Haug, der von 1991 bis 2001 Professor für Philosophie an der Freien Universität war, eine Art Ehrenplatz in Magenaus Roman. Natürlich besucht Paul die „obligate“ Vorlesung „Einführung ins Kapital“ bei Haug. Sie werden „nie wieder erreichte Höhepunkte seines Studiums“.

Dem Autor sei Dank werden die Lesenden nicht auf eine Bibliothek verwiesen, um die Gedankenwelt Haugs ein wenig nachvollziehen zu können. Wie die Mitschrift einer Vorlesung wirkt es, wie Magenau da Haugs Gedanken in der Zeit von Perestroika und Glasnost schildert. Von dessen Konzept des „pluralen Marxismus“ ist da zu lesen. „Vielleicht ließen sich – bei Strafe des Untergangs, wie Haug gerne sagte – Sozialismus und Demokratie ja doch vereinen, waren Organisation und Subjektivität kein Widerspruch, sondern ineinander verzahnte Prinzipien und vielleicht würde marxistische Kritik zu einem Instrument werden, das nicht nur auf Ideologie und kapitalistische Wirklichkeit, sondern auch auf den Marxismus selbst anwendbar wäre.“ Wow! Das also war das theoretische Rüstzeug, mit dem sich Paul alsbald auf den Weg nach Nicaragua macht.

Nicaragua. Auch so ein Beispiel linker Folklore. Da war diese Zeit, in der es für viele logisch schien, ins Land der Sandinistischen Revolution zu gehen, eine Schule, eine Werkstatt eine Näherei aufzubauen und damit an einer vermeintlich gerechteren Welt mitzuarbeiten, die gegen alles Kapitalistische rundrum bestehen konnte. Paul also geht nach Nicaragua. Er, der „wusste, dass er kein Draufgänger war“. In dem Milieu, in das er geraten war, ist es eben ein bisschen normal gewesen, mindestens seinen Ernesto Cardenal gelesen zu haben oder eben nach Nicaragua zu gehen, um Teil einer Revolution zu werden, zumindest einer „revolutionären Situation“, wie es im Roman heißt. Und dann ist da die Sache mit Beate, die Liebe, der er davonläuft, weil er sich nicht vorstellen kann, dass einer wie er zurückgeliebt werden könnte von einer wie Beate.

Sechs Monate bleibt Paul in Ni-



Teilnehmende Beobachter der linken Szene: Kreuzberg, 80er Jahre
Foto: David Hornback

caragua, so lange, bis er weiß, wie sinnlos das Projekt ist, für das er arbeitet, weil es nichts nützt, im Sinne der Frauenermächtigung eine Halle für Näherinnen zu bauen, wenn keine Stoffe aufzutreiben sind. So lange, bis er weiß, dass er nicht wirklich zum Revolutionär taugt. Eine Gefährtin, mit der schläft und die er zu lieben versucht, wird auf dem Weg ins Gebiet der Contras umgebracht. Helfen kann er ihr nicht, er versteht sie und ihren Antriebe nicht mal richtig, so wie er das Versprechen von Daniel Ortega nicht versteht, freie Wahlen abzuhalten. Gefährdet er damit nicht die Revolution? Es geht nicht mehr. Paul ist nicht der einfachste Protagonist, den man sich als Medium für

diese Zeit erschaffen kann. Magenau impft ihm derartig viele Selbstzweifel ein, dass man ihm bisweilen durch die Handlung helfen möchte.

Und richtig weh tut es, wenn Magenau durch Pauls Augen auf die Frauen schaut, mit denen er ins Bett geht. Beim Sprachkurs irgendwo in der Provinz in Spanien kann oder will er sich erst Renate („Ich bin Nymphomanin“) nicht erwehren und lässt sich dann auf eine Art Internatsbeziehung mit Karo ein, einem Kind fast noch, die ihm davon erzählt, wie sehr sie doch ihr Pferd vermisste. „Paul konnte sich kaum sattsehen an diesem rosigen Mädchen.“ Oh je! Und: Finger weg!

Das möchte man Paul zurufen, dem Magenau den Lesenden doch

arg nahekommen lässt. Aber vielleicht gehört das auch zu jener Zeit, dass Männer zwar an sich selbst und ihrer Rolle als Mann zu zweifeln beginnen und dennoch nicht aufhören können, wie Männer ohne jeden Selbstzweifel zu agieren. So wie Paul, der dann hinterher am liebsten doch nicht gemacht hätte, was er angerichtet hat. „Ich liebe dich“, sagt Karo da zu Pauls Bestürzung, denn so hatte er es ja auch nicht gemeint“, heißt es an einer dieser Stellen, an denen man sich von diesem Paul am liebsten schnell verabschieden würde. Aber wie steht es um die Revolution? Das würde man dann verpassen. Also weiter mit Paul.

Als der zurückkehrt, landet er in der nächsten Revolution. Was heißt hier Revolution? Die DDR hat ihre Grenzen geöffnet. Die Leute aus dem Osten lassen sich von Westberlinern umarmen. Das soll eine Revolution sein, die einen ihrer Höhepunkte darin hat, dass Menschen aus einem untergehenden Staat vor Banken anstehen, um sich ihr Begrüßungsgeld abzuholen? Hat Paul dafür seinen Haug studiert?

Mit Beate, die für die *FAZ* als Reporterin unterwegs ist, durchschreitet er das untergehende Westberlin. Zu dem gehört auch die taz, so wie sie damals war. Im Café Adler am ehemaligen Checkpoint Charlie sehen sie Arno Widmann, damals Literaturredakteur der taz. Eine Sehenswürdigkeit zweifellos. Sie bestaunen den Mann, der im „Adler“ am Kaffeetisch seiner Redakteurstätigkeit nachgekommen ist, lassen sich von ihm seine Lebensanedote erzählen und taumeln weiter durch diese merkwürdige Revolution, deren Zeugen sie gerade werden.

Und nebenbei müssen sie über sich reden, ihre Gefühle, seine Flucht vor ihr, ihr Abtauchen, all die Missverständnisse, die dazu geführt haben, dass er nicht wusste, dass sie von ihm schwanger geworden war. Liebe? Man weiß es nicht. Revolution? Mit dem Sozialismus war es jedenfalls erst mal vorbei. Alles nicht so einfach für einen wie Paul. Alles nicht so einfach für das alte linke Westberlin. Wer das ein bisschen verstehen möchte, sollte Jörg Magenaus Roman lesen.



Jörg Magenau: „Liebe und Revolution“. Klett-Cotta, Stuttgart 2023. 304 Seiten, 24 Euro



Migrationsfragen nicht den Rechten überlassen

2024 wählt die Europäische Union ein neues Parlament. Das Thema Migration wird Wahlkampfthema sein. In einem Workshop mit Journalist*innen aus Italien, Griechenland, Deutschland, Libanon und Tunesien wollen wir Konzepte für eine konstruktive Berichterstattung entwickeln.

Mehr Infos zu unserem Europawahl-Workshop gibt es hier: taz.de/migration-europa

Spenden Sie jetzt, damit wir in den Wahlkampf mit Fakten und Fairness eingreifen können.: taz.de/spenden

Jede Spende ist steuerlich absetzbar



Mikhail Zygar wird für lange Zeit nicht nach Russland zurückkehren können
Foto: Malte Ossowski/
SVEN SIMON/
imago



Land ohne Zukunft

Der russische Journalist Mikhail Zygar musste sein Land verlassen und lebt in Berlin im Exil. In seinem Buch zeichnet er den langen Kampf Russlands gegen die Ukraine nach. Ein Porträt

Von Jens Uthoff

Mikhail Zygar nennt die Stadt, in der er heute lebt, gern die „russische Kulturhauptstadt“ des Jahres 2023. Der Reporter und Journalist, gebürtig aus Moskau, sitzt in einem Restaurant im Berliner Stadtteil Charlottenburg, wo er nun wohnt. Wie so viele kritische Geister aus Russland hat er das Land verlassen – und kam an die Spree. „Berlin ist heute die wichtigste Stadt für die russische Kultur“, sagt er, „viele Journalisten, Künstler, Schauspieler, Filmemacher leben hier.“

Er selbst packte die Koffer wenige Tage nach Beginn des russischen Angriffskriegs im Februar 2023. Zuvor schrieb er einen offenen Brief, in dem er den Krieg als „unsere Schande“ bezeichnete und seine Landsleute aufforderte, Nein zum Krieg zu sagen. „Ich hatte das Gefühl, ich lebe in Deutschland im Jahr 1939. Die Zukunft unseres Landes wurde innerhalb einer Nacht zerstört, genauso wie die Zukunft der Ukrainer“, sagt er heute. „Es war für mich klar, dass ich in Russland nicht mehr leben kann.“

Zygar hat sich inzwischen in Deutschland eingerichtet, er ar-

beitet unter anderem als Kolumnist für den *Spiegel*, lebt gemeinsam mit seinem Mann in der Hauptstadt. In Russland zählt er zu den bekanntesten Journalisten. Er war zwischen 2010 und 2015 Chefredakteur des unabhängigen Nachrichtensenders Doschd, danach startete er eine Onlineserie zur russischen Historie („Freie Geschichte“). Kürzlich ist sein Buch „Krieg und Sühne“ auf Deutsch erschienen.

Darin zeichnet er die jahrhundertlangen Bestrebungen des imperialen Russlands, sich die Ukraine einzuverleiben, detailliert nach. Sein Buch beginnt mit den Worten: „Ich bekenne mich schuldig, die Zeichen nicht schon früher erkannt zu haben. Denn auch ich bin mitverantwortlich für den Krieg Russlands gegen die Ukraine, wie auch meine Zeitgenossen – und unsere Vorfahren.“

Der 42-Jährige erklärt im Gespräch, dass die russische Malaise weit vor dem 20. Jahrhundert, weit vor Stalin begonnen habe. „Wir haben immer gedacht, dass die große russische Kultur etwas ist, auf das wir nur stolz sein können. Wir haben die Augen davor verschlossen, wie das ukrainische Volk, das belarussische Volk und andere unter-

drückt wurden.“ Im Buch führt er aus, dass die ukrainische Sprache seit vielen Jahrhunderten missbilligt wurde, als keine eigene Sprache galt und dass die Literatur auf Ukrainisch als minderwertig angesehen wurde.

Imperiale Denkmuster und einen Glauben an das Großrussische findet Zygar bei vielen russischen Klassikern: Bei Dostojewski und Puschkin, bei Solschenizyn und Brodsky (bei Letzteren beiden ist dies allgemein bekannter). „Wenn ein Schriftsteller fremdenfeindlich, imperialistisch oder chauvinistisch war, sollten wir das diskutieren und nicht so tun, als seien sie heilig“, sagt Zygar.

„Dostojewski war ein großer christlicher Philosoph, aber er hatte zugleich schreckliche politische Ansichten. Diese Tatsache sollten wir benennen.“ Im Buch schreibt Zygar, Dostojewskis Geisteshaltung sei „der Rhetorik russischer Propagandisten des 21. Jahrhunderts verblüffend ähnlich, etwa wenn sie dazu aufrufen, die Ukraine müsse gegen ‚die Nazis‘ verteidigt werden.“

Die historischen Analogien sind eine Stärke des Buchs. Zygar zitiert Stalin, der 1932 sagte: „Wir müssen uns um die Ukraine kümmern,

sonst verlieren wir sie.“ Kümmern hieß in diesem Fall, den Hunger gezielt gegen die Ukraine einzusetzen, es waren die grausamen Jahre des Holodomors. Das Wording Wladimir Putins 2021 und 2022 unterschied sich kaum von den Worten Stalins.

Zygar wirkt im Gespräch ernst, sachlich, klar, fokussiert; er verliert kein überflüssiges Wort, kaut nur zwischendurch an einem Stück

Putin sieht er zum jetzigen Zeitpunkt als einen Taktierer, der abwartet und auf eine Wiederwahl Trumps setzt

Pizza Margherita, während er über die zahlreichen Kippunkte der russischen Geschichte spricht. Einer davon: die Verfassung, die Boris Jelzin vor nun genau 30 Jahren durchsetzte und die das Fundament des heutigen illiberalen politischen Systems in Russland darstellt. „Diese Verfassung wurde nur für diesen

speziellen politischen Moment geschrieben. Zu dem Zeitpunkt dachten die russischen Demokraten, dass sie den demokratischen Präsidenten stärken müssten und ihm helfen sollten, gegen die kommunistische Opposition zu kämpfen. Welch bitterer Irrtum.“

Die Zeit danach, sowohl auf ukrainischer als auch auf russischer Seite, schildert Zygar im Buch akribisch. Die Rosenrevolution in Georgien (2003), die Kutschmajahre in der Ukraine und den Kassettenskandal um ihn, die Juschtschenko-Janukowitsch-Schlacht, die Orange Revolution, den Aufstieg eines jungen Komikers namens Wolodimir Selenski.

Genauso die Tschetschenienkriege, die Geiselnahme im Moskauer Dubrowka-Theater, die Maidan-Krönkung Putins und den Machtausbau auf der anderen Seite. Selbst wenn man schon viel zur jüngeren russischen Geschichte gelesen hat, lernt man hier noch einiges Neues, weil Zygar auf mehr als 450 Seiten sehr ins Detail geht. Als Leser profitiert man von seinem Insiderblick, Zygar hat seit 2004 aus der Ukraine berichtet und mit vielen hochrangigen Politikern gesprochen.

Einen wesentlichen Grund, warum die russische Opposition nach dem 24. Februar 2022 nicht mächtiger ist, als sie sein könnte, sieht Zygar in den EU-Sanktionen gegen Russland. „Die EU hat wahllos Sanktionen gegen alle russischen Bürger verhängt. Nicht nur die Oligarchen, die mit dem Regime verbunden sind, sondern zum Beispiel auch Mittelständler mussten ihr Geld abziehen und nach Russland zurückkehren – denn ironischerweise ist das der einzige Ort, an dem sie noch ein Geschäft haben können, an dem sie noch Bankkonten haben können.“

Zygar glaubt, sie hätten aus dem Exil die Sponsoren eines zivilen Widerstands sein können – das sei so unmöglich.

Putin sieht er zum jetzigen Zeitpunkt als einen Taktierer, der nur abwartet und auf eine Wiederwahl Trumps in den USA in einem Jahr setzt – oder auf zunehmende Gleichgültigkeit: „Er will, dass alle müde vom Krieg in der Ukraine sind. Er will, dass die Ukrainer erschöpft sind. Er will, dass die Europäer erschöpft sind. Er will, dass die Amerikaner jede Unterstützung einstellen. Und er ist sich sicher, dass Trump gewinnen wird.“

Für Zygar wird es wohl dauerhaft kaum möglich sein, nach Russland zurückzukehren, er glaubt für „viele, viele Jahre“ im Ausland arbeiten zu müssen. Wenn Putin falle, so glaubt er, dann durch einen Prozess im Inneren, einen wirtschaftlichen Zusammenbruch zum Beispiel. Richtig überzeugt wirkt Mikhail Zygar bei diesem Gedankenspiel nicht.



Mikhail Zygar: „Krieg und Sühne: Der lange Kampf der Ukraine gegen die russische Unterdrückung“. Aufbau Verlag, Berlin 2023, 540 Seiten, 32 Euro

taz  shop

Kaffee ist fertig!

Hand-Kaffeemühle. Interessiert nicht nur die Bohne, sondern auch reisefreudige Kaffeeliebhaber*innen. Die kompakte Mühle mit abnehmbarer Kurbel passt problemlos ins Handgepäck – und bietet mehr als 15 stufenlos verstellbare Mahlgrade, von feinem Espressopulver bis zur groben Körnung für die French Press. Das extrem scharfe und konische Keramikmahlwerk ist langlebig, geschmacksneutral, rostfrei und aromaschonend, da es während des Mahlens kühl bleibt. Gehäuse und Auffangbehälter aus Edelstahl. Von Porlex.
Maße: H 19,3 cm, Ø 4,8 cm. Fassungsvermögen: 30 g. Gewicht: 318 g.
Artikel-Nr. 11455, € 65,00

Milchaufschäumer. Früh aufstehen, um zum Pumpen ins Fitnessstudio zu gehen? Ach, der Herd tut's auch. Aus poliertem, rostfreiem Edelstahl, Deckel aus Glas. Inklusive Messkala und 4-mm-Sandwichboden zur Wärmeleitung. Für alle Herdarten geeignet. Von Cilio.
Maße: H 18,5 cm, Ø 10 cm.
Volumen: 800 ml.
Artikel-Nr. 12411, € 44,95



tazpresso ist der taz-eigene Espresso aus fair gehandelten afrikanischen Bohnen, kontrolliert ökologisch angebaut in Äthiopien, Tansania und Uganda. Die Mischung besteht aus hochwertigen Arabica- und Robusta-Sorten, der Geschmack ist kräftig und herzhaft-aromatisch. Der tazpresso ist von sehr hoher Qualität und durch schonendes Röstverfahren besonders bekömmlich.
Den tazpresso gibt es auch im Abo.

Artikel-Nr.
9701 Gemahlen, 250 g, € 7,00
9703 Ganze Bohnen, 1.000 g, € 26,00

Kaffe zubereiter. Wie eine klassische French Press, nur besser: Durch die Luftschicht im doppelwandigen Borosilikatglas bleibt der Kaffee auch ohne Thermoskanne oder Stövchen heiß. Natürlich auch für Tee oder Cold Brew, also kalten Kaffee, geeignet – dafür das Kaffeepulver einfach 10 bis 15 Stunden im kalten Wasser ziehen lassen.
Von Zassenhaus.
Volumen: 900 ml (6–8 Tassen).
Maße: H 25,5 cm, Ø Boden 11 cm.
Artikel-Nr. 12631, € 44,95



10 % Rabatt für taz-Unterstützer*innen

taz Shop | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin | T (030) 25 90 21 38 | tazshop@taz.de | taz.de/shop

Elemente und Ursprünge einer Intellektuellen

Thomas Meyer hat eine neue Biografie von Hannah Arendt vorgelegt, in der er bislang unbekanntes Archivmaterial heranzieht, um Denken und Erfahrung Arendts zu verbinden

Von Klaus Bittermann

Seit das umfangreiche Standardwerk von Elisabeth Young-Bruehl über Hannah Arendt 1986 auf Deutsch erschienen ist, reißt der Strom an Veröffentlichungen nicht ab: Bücher über sie, Einzelveröffentlichungen der Autorin, vor allem aber ihre Korrespondenz mit Karl Jaspers, Martin Heidegger, Mary McCarthy, um nur die wichtigsten Briefpartner zu nennen. Die Forschung ist ausgeföhrt, was daran liegt, dass Hannah Arendt in der Publikumsgunst Klassikerstatus erlangt hat.

An ihren zum Teil nicht gerade leicht zugänglichen politischen Texten wie „Elemente und Ur-

Für Arendt ein Gebot schlichter Menschlichkeit, sich um die Kinder zu kümmern, sie nach Palästina zu verschicken

sprünge totaler Herrschaft“ oder ihrem Buch „Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen“, das immer noch für Kontroversen gut ist, wenn es um die Rolle der Judenräte oder um die Rolle Eichmanns geht, dürfte das kaum liegen.

Vermutlich hat das eher mit ihren philosophischen Büchern zu tun, denn bei Titeln, die „Vom Leben des Geistes“, „Vom tätigen Leben“ und „Denken ohne Geländer“ heißen, kann man zweifellos mit einem größeren Zuspruch bei den Lesern rechnen.

Nun hat der Herausgeber der Arendt-Studienausgabe, Thomas Meyer, die nicht einfache Aufgabe übernommen, nach über 40 Jahren eine neue Biografie Arendts zu verfassen, ohne die bereits vorliegende lediglich neu zu schreiben. Nach zweijähriger Archivrecherche in zahlreichen Ländern fand Meyer unbekanntes Briefe und Texte, aber auch Dokumente, die in der Arendt-Forschung bislang vernachlässigt wurden.

Damit versucht Meyer, einige der blinden Flecken in der Biografie zu beleuchten. Er konzentriert sich dabei vor allem auf zwei Lebensphasen Arendts, über die bis heute relativ wenig bekannt war, und zwar Arendts Pariser Jahre nach der Flucht aus Deutschland und die ersten Jahre in New York bis 1951, als ihr Hauptwerk „The Origins of Totalitarianism“ erschien.

Die vorgezeichnete wissenschaftliche Karriere Arendts nahm zu nächst einen völlig anderen Verlauf, als Martin Heidegger 1933 in Freiburg seine berühmte Rektoratsrede hielt, die als „Kampfrede“ gelobt wurde, in der „echtes Wissen“ aufscheine, weil er „Volk“, „Gemeinschaft“, „Tugend“ und dem „Sein“ die wahre Bedeutung beimesse. Heidegger hatte den Nationalsozialismus philosophisch geadelt. Zur selben Zeit wurde Hannah Arendt, die bei Heidegger studiert und sogar eine Affäre mit ihm hatte, von Stefan Zweig und der „Jüdischen Rundschau“ beauftragt, die Presse nach antisemitischen Äußerungen zu durchforsten. Kurz darauf wurde sie festgenommen, und es ist nur einem glücklichen Umstand zu verdanken, dass sie nach einem Tag wieder freigelassen wurde.

Größer also könnte der Graben zwischen Arendt und Heidegger nicht sein, und auch wenn Meyer im Laufe des Buches auf einige Belege hinweist, die das Unbehagen Arendts gegenüber Heidegger deutlich machen, so wird es wohl auf ewig ein Rätsel bleiben, warum Arendt in der Lage war, die Person Heidegger von ihrem völkischen Denken zu trennen und davon auszugehen, dass seine Philosophie unschuldig sei, obwohl kein anderer philosophischer Entwurf so eng mit dem Zusammenhang, was man als das Leben selbst bezeichnen könnte. Auch wenn das nicht zentral im Buch verhandelt wird, spielt das letztlich unbewältigte und merkwürdige Verhältnis zwischen den beiden immer wieder eine Rolle.

In Paris versucht Arendt zu nächst, ihre wissenschaftliche Arbeit über Rahel Varnhagen voranzutreiben, indem sie mit einem bislang unbekanntem Empfehlungsschreiben von Stefan Zweig bei jüdischen Stiftungen Förderungsan-

träge stellt. Aber es war klar, dass dies nicht die Zeiten waren, um im stillen Kämmerlein über philosophische Fragen zu brüten. Ausführlich beschreibt Meyer nun die Lage in Frankreich, wo die Flüchtlingsströme kein Ende nahmen und das Elend vor allem der ohne Begleitung eintreffenden Kinder und Jugendlichen immer größer wurde. Es war für Arendt ein Gebot schlichter Menschlichkeit, sich um diese verlorenen Kinder zu kümmern und ihnen, wenn möglich, eine Perspektive zu bieten, das heißt, sie nach Palästina zu verschicken, wo sie in landwirtschaftlichen Ausbildungsstätten unterkommen sollten.

Da die französischen Juden jedoch häufig antizionistisch eingestellt waren, ging es auch darum, potenzielle Unterstützer zu überzeugen. Typisch dafür die von Meyer herangezogene Zeitschrift „Cahier Juifs“, die im September 1933 mit einem Vorwort von Albert Einstein unter dem Titel „Der Beitrag der Ju-

den Deutschlands zur deutschen Zivilisation“ erschien, um mit dem Argument der Bildung die Lage zu verbessern, die doch so ausweglos war.

Denn die Zahl der geflüchteten Juden war 1935 auf 260.000 angestiegen und die französischen Behörden machten keine Anstalten, ihnen einen rechtlichen Status einzuräumen. Wie konkret Arendt in der Jugend Alijah involviert war und worin genau die Arbeit bestand, als sie mit elf Jugendlichen über Marseille nach Palästina reiste, darüber erfährt man viele neue und aufregende Details.

Im Nachhinein erweist es sich für die Nachwelt als Glücksfall, dass Hannah Arendt in dieser praktischen Arbeit Erkenntnisse und Erfahrungen sammelte, die später in ihr bahnbrechendes Buch „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“ und in zahlreiche wichtige Studien über Rassismus und Antisemitismus eingingen. Und genau über den Hintergrund ihrer klar-

sichtigen Essays liefert Thomas Meyer immer wieder spannende Hinweise und deutet die Motive ihres Schreibens mit einem ungeheuren Wissenshintergrund, denn ihre Artikel entstanden immer aus Diskussionen heraus, die in den Kreisen, in denen sich Arendt bewegte, mehr oder weniger hitzig geführt wurden.

Es ist dabei sehr erhellend nachzuvollziehen, wie aus dem „Juden als Paria“, über den sie schrieb und der Arendt selbst war, ein in New Yorker Intellektuellenkreisen leuchtender Fixstern wurde, der mit „Eichmann in Jerusalem“ eine der größten Debatten des letzten Jahrhunderts auslöste.

Dem Philosophen Thomas Meyer ist ein großartiges Buch gelungen, das unbedingt lesenswert ist, wenn man die einzelnen Schritte verfolgen will, die Hannah Arendt auf ihrem Weg zu einer der bedeutendsten Intellektuellen zurückgelegt hat.



Thomas Meyer: „Hannah Arendt. Die Biografie“. Piper Verlag, München 2023, 528 Seiten, 28 Euro



Hannah Arendt, 1944, fotografiert von ihrem Lieblingsfotografen. Foto: Fred Stein/akg/picture alliance

Eine Wahrheit suchen

Die bekannte US-Politologin Wendy Brown macht im modernen Nihilismus die Ursache aller Probleme aus und philosophiert überraschenderweise mit dem Denken des deutschen Soziologen Max Weber

Von Caspar Shaller

Wendy Brown, die bekannte amerikanische Politologin, hielt 2019 in Yale die Tanner Lecture on Human Value, in der sie beim großen Soziologen Max Weber einen Wegweiser durch „die Finsternis“ fand. In seinem umfangreichen Œuvre konzentrierte sie sich auf die zwei Vorlesungen „Politik als Beruf“ und „Wissenschaft als Beruf“, die sie in ihren Vorträgen kommentiert und für die Gegenwart fruchtbar machen will. Diese beiden berühmten Vorträge, die zentrale Konzepte Webers Denken wie die „Entzauberung der Welt“ enthalten, hielt Weber 1917 und 1919 in München. Browns Interpretation dessen in zwei eigenen Vorlesungen sind nun auf Deutsch unter dem Titel „Nihilistische Zeiten. Denken mit Max Weber“ erschienen.

Dass ausgerechnet eine bekannte Vertreterin der Kritischen Theorie den ollen Max hochhält, mag erstaunen, nicht zuletzt Brown selbst. Denken mit Weber erscheine widersprüchlich, „wenn nicht pervers“, schreibt

Brown, denn Weber gilt vielen Kritiker:innen wahlweise als grober Maskulinist, amoralischer Positivist oder gar Grundsteinleger für deutschen Nationalismus.

Doch Brown will Weber vor diesen Vorwürfen retten: Weber habe über die Bedrohung der liberalen Demokratie nachgedacht, über „Krisen des politischen und akademischen Lebens in der frühen Zwischenkriegszeit, die gewisse Parallelen zu unserer eigenen Zeit aufweisen, darunter auch eine Krise des Liberalismus“. Dazu sei er ein Kritiker des Nihilismus gewesen, welcher uns auch heute begegne. Er habe den Verlust von „Werten“ durch die Rationalisierung und den Verlust der Religion als sinnstiftende Ideologie analysiert.

Doch, so Brown, sein Vorschlag, mit dem Glauben an Fortschritt aus dem Dilemma herauszukommen, müsse heute als gescheitert angesehen werden, da die Moderne ihre Versprechen angeblich nicht erfüllt habe. Es ist eine der vielen Stellen, in denen Brown ausschweifende Behauptungen anstellt, ohne jedoch ihre eigenen Grundannahmen kritisch zu hinterfragen.

Im Kapitel über Politik setzt sie der Entwertung durch krude Ökonomisierung, die sie auch schon in ihrem Buch über Neoliberalismus angeprangert hatte, nun die Idee charismatischer Führungsfigur auf der Linken entgegen. Seltsamerweise fehlt hier ein Verweis oder eine Auseinandersetzung mit Chantal Mouffe, deren Konzept des Linkspopulismus

Max Weber habe den Verlust von „Werten“ und den Verlust der Religion als sinnstiftende Ideologie analysiert, sagt Brown

vielen politischen Bewegungen der Zehnerjahre zugrunde lag und in dem Führungsfiguren ein zentrales Element sind.

Das zweite Kapitel zu Wissenschaft ist deutlich fruchtbarer. Nicht nur Fakten, schreibt Brown, sondern „auch Faktizität sollte auf

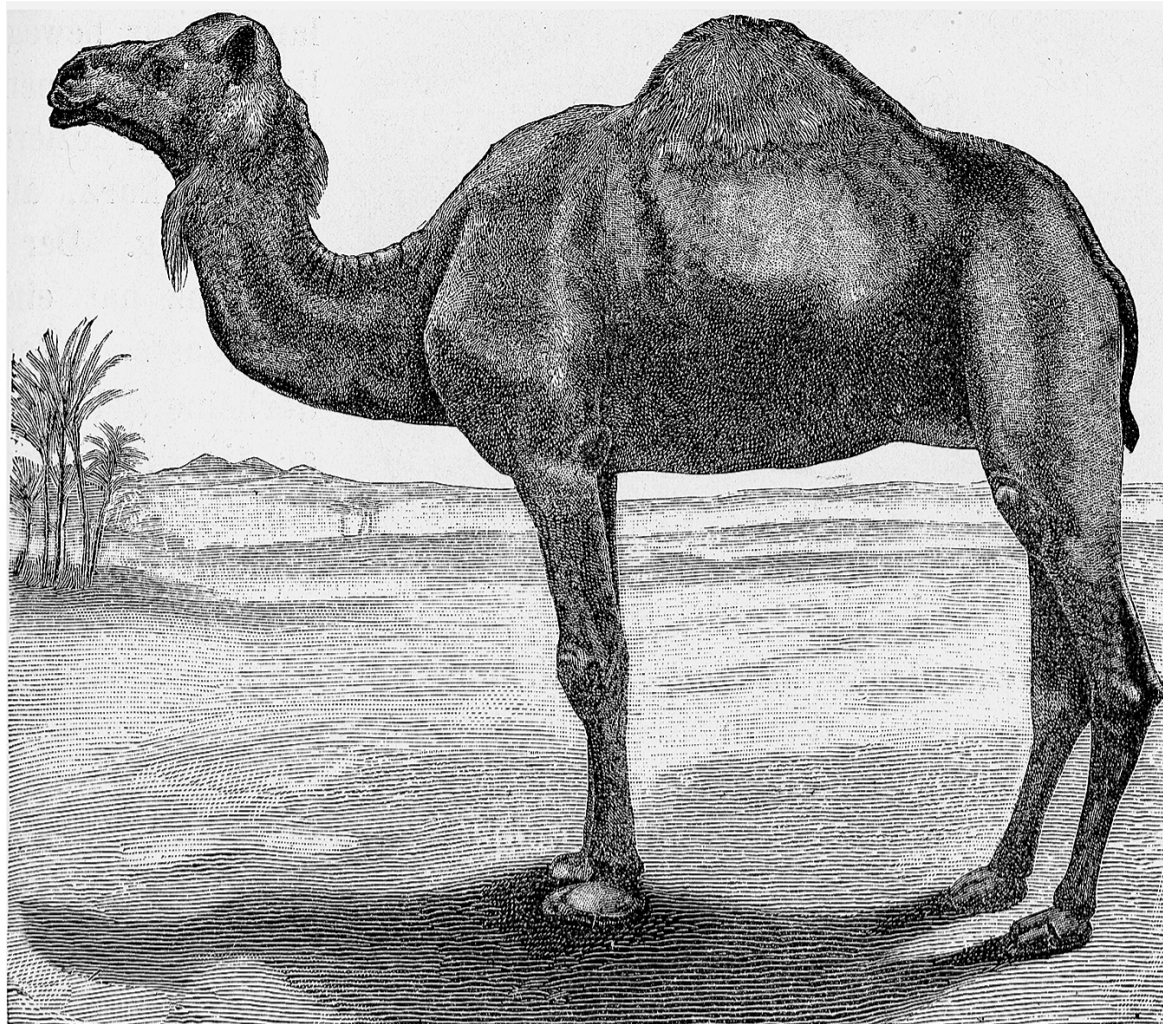
dem Lehrplan der Studierenden stehen, das heißt, wie es zu Tatsachen kommt und wie sie als Tatsachen Legitimität erlangen. Wir müssen die Studierenden mit den komplexen Verfahren und wettstreitenden Theorien vertraut machen, wie Tatsachen entstehen und zu deuten sind, mit ihren unentrinnbar historischen, sozialen, diskursiven und hermeneutischen Dimensionen sowie damit, dass sie sich nicht voneinander isolieren lassen und an sich keine Bedeutung haben.“ Brown wirft sich hier in die Keilerei über die politische Rolle von Universitäten.

Doch auch hier fehlen zentrale Referenzen: Wer über die Rolle von Wissensproduktion reflektiert, ohne die blühende Forschung zur Wissenschaftsanthropologie zu erwähnen, deren bekanntester Repräsentant Bruno Latour war, hat keine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Thema im Sinn. Und das ist wohl das Problem an diesem Buch: Für Leser:innen, die Weber nicht kennen, ist es zu voraussetzungsreich, aber für ein akademisches Publikum zu singular und zu wenig in wissenschaftliche Debatten eingebettet.



Wendy Brown: „Nihilistische Zeiten“. Aus dem Englischen von Christine Pries. Suhrkamp Verlag, Berlin 2023, 187 Seiten, 28 Euro

Gibt es einen Wandel von einer Dromedar- hin zu einer Kamelgesellschaft? Illustration: YAY Images/imagio



Reizbares Dromedar

Die Soziologen Steffen Mau, Thomas Lux und Linus Westheuser gehen der Frage nach, wie gespalten die deutsche Gesellschaft wirklich ist und warum scheinbare Kleinigkeiten Konflikte hochkochen lassen

Von Nina Apin



Steffen Mau/Thomas Lux/Linus Westheuser: „Triggerpunkte: Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft. Warum Gendersternchen und Lastenfahräder so viele Menschen triggern“. Suhrkamp, Berlin 2023, 540 Seiten, 25 Euro

Gesellschaftsdiagnosen, egal ob in Buch oder Artikelform, sorgen selten für gute Laune. Seit Jahren häufen sich alarmierende Befunde, wonach wir eine fortschreitende Spaltung in politische und weltanschauliche Lager erleben, eine Polarisierung von Meinungen und Positionen. Das passt auch bestens in die allgegenwärtige Krisenstimmung: Krieg, Klimawandel, Wirtschaftsflaute, man könnte noch ergänzen: Rechtsruck, soziale Ungleichheit, Pflege- und Bildungsdesaster.

Die Soziologen Steffen Mau, Thomas Lux und Linus Westheuser haben dafür das Bild vom Wandel einer Dromedar- hin zu einer Kamelgesellschaft gefunden: Aus einem

dicken Konsenshügel in der Mitte bilden sich nach und nach zwei Höcker, auf denen sich Menschen unversöhnlich gegenüberstehen, mit einem tiefen Graben in der Mitte.

Ob es wirklich in die Kamelrichtung geht, das wollten die Autoren herausfinden. Dazu befragten sie in einer repräsentativen Umfrage 2.530 Personen ab 16 Jahren am Telefon zu Themen wie Lebenssituation, Mediennutzung, wahrgenommenem Meinungsklima – und ihrer Meinung zu Fragen von (Un-)Gerechtigkeit und Konflikten. Begleitend fanden sechs nach gesellschaftlicher Schichtzugehörigkeit ausgewählte Diskussionsgruppen in Essen und Berlin statt und eine Fragebogenaktion.

In „Triggerpunkte“ haben Mau, Lux und Westheuser ihre Ergeb-

nisse zusammengefasst. Die Überraschung in dem trotz Soziologendeutsch ganz gut lesbaren Buch kommt gleich am Anfang: Die Autoren sehen keine Höcker und Gräben wie in den USA und stellen fest: Deutschland bleibt ein Dromedar.

Wenn auch ein leicht reizbares: Die hitzigen Diskussionen, die sich an Themen wie Flüchtlingsobergrenze, Heizungsgesetz oder Waffenlieferungen entzünden, sind laut Mau und Co kein Hinweis auf eine tiefe Spaltung, sondern lediglich Ausdruck einer lebendigen Debatte in einer Gesellschaft, die nach wie vor von einem Grundkonsens getragen wird – mit radikalen Rändern, worunter sie interessanterweise nicht nur die AfD-, sondern auch die Grünen-Wähler fassen.

„Man versteht das Land und

seine Politik besser, wenn man befreit, dass [...] ‚Middle of the road‘-Positionen und nicht zugespitzte Meinungen besonders politisierter Gruppen die Grundhaltungen der Mehrheit prägen – allen Sorgen um das Erstarken des Rechtspopulismus zum Trotz“, heißt es.

Klingt beruhigend, aber werden diese Ränder nicht breiter? Hat nicht erst kürzlich die „Mitte-Studie“ eine allgemein wachsende Zustimmung zu ultrarechten Positionen festgestellt? Soll wirklich alles in Ordnung sein in einem Land, in dem der Vorsitzende der bürgerlich-konservativen Partei Stimmung macht gegen Migranten und in dem in mancher Gemeinde holocaustverharmlosende Demokratieverächter hoch in der Wählergunst stehen?

Das nun auch wieder nicht. Steffen Mau und Kollegen fanden in ihren Erhebungen sehr wohl eine „zerklüftete Konfliktlandschaft“ vor, mit unterschiedlich verlaufenden Gräben. Die können sich unverhofft auftun anhand von Kleinigkeiten wie einem Gendersternchen. „Triggerpunkte“ nennen die Autoren, angelehnt an einen Begriff aus der Physiotherapie, solche neuralgischen Punkte, an denen sich Schmerzen zeigen, beziehungsweise Konflikte scheinbar willkürlich entzünden.

Diese Konflikte seien nicht einfach da, sie würden fabriziert, durch mediale Stimmungsmache und politisch motivierte „Polarisationsunternehmer“. Doch hätten hochgekochte Debatten über genderneutrale Toiletten, fleischfreies Kantinenessen oder „Sozialschmarotzer“ stets auch reale Ursachen.

Als Grund für Empörung, die sich zur politischen Polarisierung nutzen lässt, machen die Soziologen durchwegs „Ungleichheitskonflikte“ aus, die sie in folgende Arenen unterteilen: das Oben und Unten (Verteilungsfragen), Innen und Außen (Migration), Wir und Sie (Umgang mit Minderheiten), sowie Heute und Morgen (Klimapolitik).

Dem in letzter Zeit wieder populären Begriff der Klassengesellschaft erteilen die Autoren eine klare Absage: Selbst in der Arbeiterschaft stehe man offensichtlich materiellen Ungleichheiten erstaunlich gleichgültig gegenüber, so ihr Befund.

Auch könne man nicht von entlang Klassenlinien geteilten Einstellungen etwa zu Migration, Gleichstellung von Minderheiten oder Klimafragen sprechen. Erstaunlich sind hier Einzelergebnisse aus den Befragungen: Unter den Produktionsarbeitern sehen demnach 40 Prozent keinen Ressourcenkonflikt mit im Land lebenden Migranten. Und ganze 84 Prozent wünschen sich „eine normale Anerkennung für Menschen, die ihr Geschlecht gewechselt haben“. Wenn es um die Sichtbarkeit solcher Grup-

pen geht, nimmt die Toleranz allerdings dann doch merklich ab.

Diskursnostalgie, wonach es früher friedlicher und weniger aufgeregt zugeht in öffentlichen Debatten, lassen Mau, Lux und Westheuser übrigens nicht gelten: Zur Zeit der Studentenproteste oder während der Kontroversen um die Stationierung der Pershingraketen sei es mindestens genauso hoch hergegangen.

Auch andere populär zelebrierte Gegensätze wie Ost-West, Frau-Mann, Stadt-Land, Jung-Alt sehen Mau und seine Kollegen nicht: So machten sich unter den über 70-Jährigen 85 Prozent „große Sorgen um den Klimawandel“, unter den 16- bis 29-Jährigen aber nur 62 Prozent, was gar nicht zur Erzählung von panischen Kids und bräsigem Alten passen will. Die Kernaussage des Buchs lautet: Es ist komplizierter. Zuspitzen lässt sich die Analyse allenfalls auf eine These, die bereits prominent von dem Kulturwissenschaftler Andreas Reckwitz formuliert wurde: Bildung ist die neue Klasse.

So ergeben die von dem Soziologentrio erhobenen Daten denn auch folgendes Bild: Während vor allem akademisch Gebildete ihre Interessen gut durchsetzen könn-

Sie demontieren populäre Schreckgespenster wie den „alten weißen Mann“

ten, am Wohlfahrtsstaat und dem existierenden Parteiensystem festhielten, fühlten sich ökonomisch und sozial schlechtergestellte ohnmächtig – hielten aber gleichzeitig an der Aufstieg-durch-eigene-Leistung-Logik fest, was eine Politisierung erschwerte.

Steffen Mau und Co stimmen ihrem Kollegen Klaus Dörre zu, der von der „demobilisierten Klassengesellschaft“ spricht.

„Triggerpunkte“ wird mit Sicherheit viel und kontrovers diskutiert werden. Garantiert wird man den Autoren Verharmlosung des Rechtsrucks vorwerfen. Dabei leugnen die drei Soziologen vorhandene radikale und demokratiefeindliche Positionen nicht.

Sie demontieren aber populäre Schreckgespenster wie den „alten weißen Mann“: Die Einstellungen von über 60-Jährigen mit zwei deutschen Elternteilen, so heißt es im Buch, unterschieden sich in nichts von denen anderer befragter Gruppen. „Transformationsmüde“ sei der alte weiße Mann nur dann, wenn er einen niedrigen sozialen Status und einen niedrigen Bildungsgrad habe.

EDITION • LE MONDE diplomatique



EDITION • LE MONDE diplomatique
Geschöpfter Planet
Der menschliche Ressourcenhunger und seine Folgen

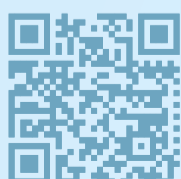
Jetzt vorbestellen

Kupfer, Sand und Wasserstoff

In den letzten 30 Jahren hat sich der globale Rohstoffverbrauch mehr als verdoppelt. Und die Nachfrage steigt weiter – auch in Zeiten der Energiewende. Denn ohne Lithium oder Kupfer fällt die elektromobile Revolution aus. Selbst wenn es gelingen sollte, die Fossilien durch grünen Wasserstoff zu ersetzen, ist klar: Ein Weiter-so kann es nicht geben. Wir brauchen Alternativen zu ungezügelmtem Wachstum.

11,00 Euro, im Ausland zzgl. Versandkosten, broschiert, 112 Seiten
Auch als Prämie für ein Zeitungsabo von *Le Monde diplomatique* unter monde-diplomatique.de/abo

monde-diplomatique.de/edition34shop@taz.de



Freiheit und frei sein

Es wird viel diskutiert über Freiheit und Zwang. Oft schwingt ein falsch verstandener Liberalismusbegriff mit, wenn von Freiheit die Rede ist. Doch was ist eigentlich Liberalismus? Zwei Bücher helfen weiter

Von **Paula Keller**

Frei bin ich in meinem Verbrenner auf der A100, prahlen die einen. Frei bin ich gerade ohne Besitz, sei es Porsche, sei es Reihenhaus, beharren die anderen. Wirklich frei kann ich nur sein in einer gerechten Gesellschaft, verkomplizieren Dritte.

Jede*r redet von Freiheit, der Liberalismus ist in aller Munde. Im Westen saugen wir ihn seit über 200 Jahren – seit Immanuel Kant und John Stuart Mill – auf mit der Muttermilch. Gerade deswegen fällt es uns heute so schwer, die Frage zu beantworten: Was ist Liberalismus eigentlich? Klar, liberal sein hat etwas mit Freiheit zu tun und Freiheit ist schon mal gut. Aber wie weiter?

In ihrem kürzlich erschienenen Suhrkamp-Band „Was ist Liberalismus?“ leistet die Philosophin Elif Özmen genau die wertvolle Definitionsarbeit, auf die es jetzt ankommt. Das irgendwie freiheitliche Spektrum umfasst heute alles von libertärverwirrten Verschwörungssympathisanten am rechten Rand, deren autoritäres Gehabe ihr Gerede über die Freiheit konterkariert, bis hin zu eher linken Weltverbesserern, die zwar auch von Freiheit schwärmen, aber gelegentlich offen lassen, ob sie nicht im Zweifelsfall ihre Mitbürger*innen zu diesem Glück zwingen würden. Wäre das dann überhaupt noch Freiheit?

Auch historisch lässt sich die liberale Tradition kaum auf ein einziges Schlagwort bringen: Zum Liberalismus gehören Monarchie-anbeter wie Thomas Hobbes, Vernunftverliebte wie Immanuel Kant und Protoliberalen wie Karl Popper. Auch Karl Marx lag Freiheit – die Freiheit der ausgebeuteten Klasse – am Herzen. Hier haben wir gleich mehrere verfeindete Philosophen versammelt – was könnte die noch einen?

Özmen, Professorin für praktische Philosophie in Gießen, versucht gar nicht, eine strikte Definition zu basteln. Sie beruft sich auf eine alte Wittgenstein-Idee: Wo wir keine einzige Gemeinsamkeit finden können, da lässt sich nur über „Familienähnlichkeiten“ sprechen. Özmen stellt für den Liberalismusbegriff mehrere solcher Ähnlichkeiten fest: Hobbes und Kant haben die gleiche Mundpartie, den Individualismus – der Mensch selbst legitimiert seine politische Ordnung. Jeder einzelne muss ihr zustimmen, damit aus einer ungerechten Gewaltherrschaft ein liberaler Staat wird.

Mill und Marx wiederum haben eine ähnliche Augenfarbe: Sie

verurteilen existierende Ungleichheiten, sei es die Ungleichheit von Mann und Frau (Mill) oder ungleiches Privateigentum an Produktionsmitteln (Marx). Schließlich teilen sich Hobbes, Mill und Popper eine gemeinsame Nase: Staatliche Gewalt muss begrenzt werden, um persönlichen Freiraum zu schaffen.

Özmen nennt das das „trio liberale“: Die Familienähnlichkeiten,

Ihr aller Schaffen gründet sich auf einer Angst: dass die Freiheit der Tyrannei weichen könnte

die den Liberalismus ausmachen, das sind Individualismus, Gleichheit und Freiheit. Und wie es in jeder Familie auch Verwandte ohne familientypische Merkmale gibt, so geht es in der liberalen Tradition auch mal ohne Gleichheit, mal

ohne Individualismus. Ohne Freiheit geht es kaum, allerdings kann man den Freiheitsbegriff sehr unterschiedlich ausbuchstabieren.

Um den guten Liberalismus abzugrenzen von unliebsamen Verwandten, lohnt sich ein Blick zurück ins 20. Jahrhundert, wie Samuel Moyn ihn wirft in seinem neuem Buch „Liberalism Against Itself“. Der Rechtshistoriker Moyn lehrt in Yale, er hat zahlreiche Bücher geschrieben über Menschenrechte, Krieg und internationale Politik. Diesmal hat er eine Wutrede verfasst gegen die liberalen Denker des Kalten Krieges wie den Oxford-Theoretiker Isaiah Berlin und die Harvard-Politologin Judith Shklar; er teilt aber auch aus gegen die Libertären Karl Popper und Friedrich Hayek, gegen Hannah Arendt, gegen die christlich-konservative Historikerin Gertrude Himmelfarb, sowie den eher unbekannteren Freudfreund Lionel Trilling. Es wird ein Rundumschlag.

Ihr aller Schaffen gründet sich auf einer Angst: dass die Freiheit der Tyrannei weichen könnte. Alle emigrierten sie aus dem dunklen Europa in die noch freie Welt. Judith Shklar etwa war gerade elf Jahre alt, als ihre Flucht begann: zunächst aus Riga vor der Roten Armee nach Stockholm, zurück in die Sowjetunion, um der Wehrmacht zu entkommen, mit gefälschten Pässen in der Transsibirischen Eisenbahn bis nach Japan, interniert in Seattle in einem Lager für „illegale orientalische Einwanderer“, und schließlich nach Montreal. Später wird Shklar die erste Professorin im Government Department in Harvard.

Ihre eigene Fluchterfahrung prägt ihr Denken, sie sucht nach einem Bollwerk gegen den Totalitarismus. Doch wie alle in Moyns Buch nimmt sie dafür nicht den solide gemauerten Wohlfahrtsstaat, sondern den privaten Gartenzaun, der besonders das persönliche Eigentum beschützen soll. Den Liberalen des Kalten Krieges konnte der Staat

kaum klein genug sein. Alles, was hinauswuchs über den sprichwörtlichen Nachtwächterstaat, das verwuchere notwendigerweise zu Faschismus oder Stalinismus. So zumindest karikiert Moyn die liberale Tradition des letzten Jahrhunderts.

Wenigstens in einem hat er recht: Der wahre Liberalismus muss sich klar abgrenzen von einem blinden Libertarismus, der die willkürliche Freiheit – alle dürfen möglichst tun, was ihnen gerade so einfällt, dürfen sich nicht impfen lassen und das Klima kippen – auf Händen trägt, dann aber keine Hand mehr frei hat für soziale Gerechtigkeit, gesellschaftlichen Zusammenhalt, und zukunftsge wandte Vernunft.

Aus Sorge, den Liberalismus so nach unten abzugrenzen, wagt Moyn sich zu weit nach oben. Dabei schmilzt ihm jene pluralistische Haltung, die sonst den Liberalismus erst beflügelt. Moyn sehnt sich zurück zu den Romantikern, die, als der Liberalismus noch jung war, nicht nur die Architektur des Staates entwarfen, sondern auch eine enge Vorstellung hatten, wie ein gelingendes Leben aussehen muss.

Für diese Romantiker waren moralische und intellektuelle Selbstverwirklichung unabdinglich für das gute Leben – das findet auch Moyn. Er würde uns gerne in einer Zeitmaschine zurückschicken in einen dieser Berliner Salons, in denen man gepflegt Tee trank, detailliert den neuesten Schleiermacher-Essay erörterte und später andächtig dem Cembaloklimpere der Gastgeberin lauschte.

Gott sei Dank für den pluralistischen Liberalismus, der solche weit ins Privatleben hineinreichende Zielvorgaben nicht mehr kennt! Ein liberaler Staat heute, sagt auch Özmen, erlaubt allen, „sich über alle möglichen Gegenstände und Tatsachen vielfältige, abweichende und auch falsche Meinungen“ zu bilden. Schleiermacher mag brillant sein, wir dürfen ihn aber auch verabscheuen.

Doch Pluralismus heißt nicht „anything goes“. Ein liberaler Staat darf durchaus Tempolimits einführen, denn sein normatives Vokabular erschöpft sich nicht mit dem Freiheitsbegriff. Das Rasen mag ein Verständnis von Freiheit antreiben – das können wir den Stumpf-libertären zugestehen. Aber Gleichheit gegenüber anderen und gegenüber Zukünftigen wird dadurch nicht erreicht. Im Begriff der Gleichheit – ja auch ein Mitglied von Özmens „trio liberale“ – schlummert also noch liberales Argumentationspotenzial. Der Raser mag frei sein, liberal ist er nicht.



Welcher Liberalismus – der des Wohlfahrtsstaates oder des Gartenzaunes?
Foto: Rene Zieger/Ostkruz



Samuel Moyn: „Liberalism against Itself. Cold War Intellectuals and the Making of Our Times“. Yale University Press, Yale 2023, 229 Seiten, 28,40 Euro



Elif Özmen: „Was ist Liberalismus?“ Suhrkamp Verlag, Berlin 2023, 208 Seiten, 18 Euro

Was erkämpft worden ist

Stefanie Lohaus geleitet kurzweilig durch Vergangenheit und Gegenwart des Feminismus in Deutschland und wagt einen Ausblick in die Zukunft

Von **Julia Hubernagel**

Das Feminismus lange Zeit kein positiv besetzter Kampfbegriff war, lässt sich heute angesichts der Flut an Tassen und T-Shirts mit ebenjener Aufschrift leicht vergessen. Angela Merkel reagierte noch 2017 zurückhaltend auf die Frage, ob sie sich als Feministin bezeichne. Vier Jahre später antwortete die damalige Kanzlerin mit Ja. Die niederländische Königin Maxima hatte sie überzeugt. Dass 2013 selbst Popstars wie Lady Gaga oder Björk das Label ablehnten, ruft Stefanie Lohaus in Erinnerung. In „Stärker als Wut“ lässt sie die jüngere deutsche Feminismusgeschichte Revue passieren.

Das Gefühl, dass das alles schon lange her sei, ist eng verwandt mit der Haltung, die Gleichheit der Geschlechter sei längst erreicht, Feminismus überflüssig; eine Aussage,

mit der sich Frauen immer wieder konfrontiert sahen. Und die sich stets als falsch herausstellte, wie man liest.

Erst 1997 wurde etwa Vergewaltigung in der Ehe unter Strafe gestellt – was Konservative wie Friedrich Merz und Horst Seehofer ablehnten. 20 Jahre zuvor konnte die Frauenbewegung die Anpassung des Paragraphen 1356 BGB als Erfolg verbuchen: Das Recht der Männer, eigenständig den Job ihrer Ehefrauen zu kündigen, wurde abgeschafft.

Die 1978 geborene Lohaus verknüpft die Geschichte des Feminismus eng mit ihren privaten Erfahrungen, dem Aufwachsen als Kind geschiedener Eltern, dem Erwachsenwerden in den 90er Jahren, die aus feministischer Perspektive oft als ereignislos beschrieben werden. Was laut Lohaus gar nicht stimmt.

Inwieweit vom Privaten allgemeingültig der politische Ist-Zustand abzuleiten ist, lässt sich insbesondere im Abschnitt zu Lo-

haus' Auslandsjahr in den USA fragen. Dort trifft sie echte „Riot Grrrls“, die sie mit deutschen Viva-Moderatorinnen in Verbindung bringt, und benennt die Rassismuserfahrungen Schwarzer Freundinnen als Anfangspunkt ihrer Auseinandersetzung mit Diskri-

Erst 1997 wurde etwa Vergewaltigung in der Ehe unter Strafe gestellt – was Konservative ablehnten

minierung. Stellenweise gerät das Buch hier etwas lang. Trotzdem liest sich die Analyse der gesellschaftlichen Debatten der Zeit und der Rückblick auf die Popkultur derart poin-

tiert gewinnbringend. Es ist zudem durchaus nachvollziehbar, dass Lohaus die Geschichte des Feminismus' mit der eigenen verknüpft. Als eine der Gründerinnen des feministischen *Missy-Magazins* hat sie daran immerhin mitgewirkt.

Dass sich die Geschichte der Frauenbewegung fortschreibt, ist auch an ihrem Namen zu sehen: Heute ist meist von Frauen* oder FLINTA die Rede. Lohaus geht auf jüngere Debatten ein, erklärt Intersektionalität, bezieht Stellung in Bezug auf Transrechte. Dass feministische Errungenschaften auch wieder zunichte gemacht werden können, zeigte sich zuletzt in den USA, wo nach einer Entscheidung des Supreme Courts im letzten Jahr Abtreibungen in einigen Staaten nun wieder unter Strafe stehen. Hierzulande würde, wenn sie könnte, die AfD die Uhr ebenfalls zurückdrehen. Abtreibungen lehnt die Rechtsaußenpartei ebenso ab wie die Ehe für alle.



Stefanie Lohaus: „Stärker als Wut. Wie wir feministisch wurden und warum es nicht reicht.“ Suhrkamp Verlag, Berlin 2023, 271 Seiten, 20 Euro

Juni 1962:
Arbeiter auf
dem 59.
Stockwerk des
Pan American
Building in New
York
Foto: Helmut
Kretz/Hulton
Archive/Getty
Images



Nach Westen, nach Westen

Ein monumentales Buch der Bücher: Der Historiker Karl Schlögel entschlüsselt die „American Matrix“ – zwischen Stahl, Technik, Mythen und Personenregister

Aus Robert Misik

Die Webers, so Karl Schlögel, „waren überwältigt vom ersten Augenblick an, in dem sie in New York angekommen waren“. Max und Marianne Weber, der große deutsche Soziologe und seine Ehefrau, bereisten 1904 für einige Monate die Vereinigten Staaten. Die beiden durchkreuzen in schnellem Tempo das Land, das schon ausreichend gut mit Verkehrswegen erschlossen ist. Sie treffen die Crème von Politik und Geisteswelt, am Soziologentag kommen europäische Größen mit legendären Figuren zusammen, wie W.E.B. Du Bois, dem ersten und für Jahrzehnte prägenden schwarzen US-Intellektuellen. Weber wird ihn später den „bedeutendsten soziologischen Gelehrten“ nennen, „mit dem sich kein Weißer messen kann“.

Weber macht einen Abstecher in das Indian Territory, an die „Fron-

tier“ und bucht eine Führung durch die gigantischen Komplexe der Schlachthöfe von Chicago, ein Dante'sches Inferno von Menschenschinderei, Ausbeutung und Tierverhäckselung. „Mit geradezu rasender Hast wird Alles, was der kapitalistischen Kultur im Wege steht, zermalmt“, staunt Weber, und: Chicago ist „eine der unglaublichsten Städte“.

„American Matrix“ heißt das neue Buch von Karl Schlögel, den man bislang vornehmlich als Osteuropahistoriker kennt, als Reisenden in die Tiefen der einstigen Sowjetunion, und der uns nun auf eine Expedition westwärts mitnimmt. Ein packendes und eigenartiges Buch zugleich. Schlögels eigene Besichtigungen bleiben im Hintergrund, begleiten nur da und dort die Forschungsreise durch den Bücherbestand.

Man könnte die monumentale 832-Seiten-Expedition beinahe

einen Lektürebericht nennen. Schlögel hat sich eine Bibliothek an Erkundungen von Zeitgenossen der vergangenen zweihundert Jahre vorgenommen, bereist das Land auf ihren Spuren, kriecht in ihre Köpfe und beleuchtet Amerika – den Mythos Amerika, die Realität Amerika – entlang der Projektionen, die die Weite dieser Nation immer auslöste.

„Matrix“, schon der Begriff evokiert Bilder von Architekturen und von Ordnung im Raum, der Strukturierung des Nicht-so-Zufälligen, und genau das unternimmt auch dieses Buch.

Die Reise beginnt, es kann anders kaum sein, mit Alexis de Tocquevilles Bericht „Über die Demokratie in Amerika“, das später das „großartigste Buch, das je über Amerika geschrieben wurde“, genannt wurde. Schon der erste Satz wurde kanonisch: „Von all dem Neuen, das während meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten meine

Aufmerksamkeit auf sich zog, hat mich nichts so lebhaft beeindruckt wie die Gleichheit der gesellschaftlichen Bedingungen.“

Amerika, das Neue. Schlögel folgt den Spuren der Reisenden, der staunenden Europäer wie Tocqueville oder Weber, und den amerikanischen Grüblern, reenactet gewissermaßen ihre Reisen ins Innere dieses seltsamen Landes. Die Reisen selbst sind Dokumente des Neubeginns, der Tatsache nämlich, dass sie möglich werden. Armee und Siedler eroberten den Raum, die Technologie kam nach. Schon Tocqueville konnte nur dank eines Systems „von Postkutschen, das sich binnen weniger Jahrzehnte außerordentlich verdichtet hatte“ (mit 8.000 Knotenpunkten bereits 1815), in einem solch erstaunlichen Tempo unterwegs sein.

Es folgten die Stahungeheuer der Eisenbahnen, dann die Busse – Ikonen mit klingenden Namen wie Amtrac oder Greyhound. Highways und Freeways, ein Netz, eine tanzende, auf ihre Weise schöne Struktur, die wiederum auf Mentalitäten zurückwirkte: die Kultur einer Gesellschaft der Mobilität. Exemplarisch Los Angeles, diese seltsame Metropole, die mehr Städtetkologer an Freeway-Knotenpunkten ist. „Zivilisation auf Rädern“, und die Raumeroberung geschieht nicht unwesentlich mit Brückenbau und „Maschinen von zyklischen Ausmaßen“.

Die spezifische Form amerikanischer On-the-Road-Geschichten, vom Lonely Wolf, der sich auf den Weg macht, all das verdankt sich der Weite des Raumes, bis zu Jack Kerouacs stilbildendem „On the Road“, wo es heißt, „es gibt keinen besseren Weg, das Land zu sehen, als einen guten alten Bus zu besteigen ...“

Schlögel zeichnet und vermisst die nordamerikanische Kultur, vom Campusleben, dem Kult der Sportlichkeit, über die Color-Line und den Rassismus, die Emanzipationsbestrebungen der amerikanischen Schwarzen und die unausrottbaren Bruchlinien rassistischer Zurücksetzung; die Gewalt, den Kult von Monumentalität, die Mentalitäten amerikanischer Höflichkeit und Freundlichkeit („Keep Smiling“), das Kunst-Amerika und die architektonische Moderne mit den ikonischen Bauten Frank Lloyd Wrights.

New York, die „Menschenwerkstatt“, der Melting Pot, aber auch die atemberaubende Gigantomanie von Beton und Stahl, von der Brooklyn-Bridge bis zum Hoover-Staudamm, einem der Hauptwerke des „New Deal“, die sich in die Geschichte der kapitalistischen Entwicklung einfügen, sie aber mit dem Pathos der Gemeinschaftlichkeit legieren. Hervorgebracht durch Massenarbeitslosigkeit und das Elend der Großen Depression,

waren Infrastruktur-Großprojekte dann dennoch identitätsstiftend, und trotz der Menschenschindereien auf den Baustellen entwickelte sich ein „Stolz, mit dabei gewesen zu sein bei einem großen Projekt“. Das war „amerikanisch“, aber doch auch ein globaler Zug der Zeit.

Eine der erhellendsten Seiten von Schlögels Buch ist der Blick des Kulturhistorikers, der nicht „bloß auf das politische System fixiert“ ist, sondern frappierende Ähnlichkeiten im Vergleich der USA mit Stalins Sowjetunion findet, verbunden durch „Machine Age“ und „Glamorized Technology“. Die Weite des Raums in den USA findet eine Entsprechung in der Weite Sibiriens. Schlögel macht uns mit den Berichten sowjetischer Autoren bekannt, die die USA in den dreißiger Jahren bereisten, um die Wundern der großen Ingenieure, Erfinder, Techniker zu erkunden. Das Planmäßige, das Technokratische des amerikanischen Geistes war etwas, das ihnen als Vorbild für sowjetische Methoden erschien („Soviet Americanism“).

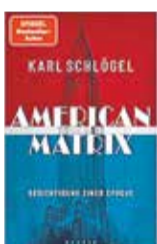
So notierten die Autoren: „Wir müssen „Amerika studieren, nicht nur seine Autos, Turbogeneratoren

„Matrix“, schon der Begriff evokiert Bilder von Architekturen, von Ordnung im Raum

und Rundfunkgeräte (das tun wir), sondern auch die Arbeitsmethoden der amerikanischen Arbeiter, Ingenieure und Geschäftsleute, besonders der Geschäftsleute.“

Unwillkürlich erinnert man sich dabei an die berühmte Passage aus Stalins „Probleme des Leninismus“, in dem er den „leninistischen Stil“ durch zwei Besonderheiten charakterisiert sieht: durch den „russischen revolutionären Schwung“ und „die amerikanische Sachlichkeit“.

Eine Art von Vollendung erlebt Schlögels Buch über Bücher, wenn er Telefonbuch und Personenregister ein spektakuläres Panorama abgewinnt – im Los Angeles der dreißiger und vierziger Jahre. Es entsteht eine „Karte des Exils“, Hollywood und Nachbarorte gelten als „Weimar on the Pacific“. Hanns Eisler, Lion Feuchtwanger, Thomas Mann, Max Reinhardt, Salka Viertel, Adorno und Vicki Baum, Horkheimer und Thomas Mann, Ruth Berlau und Marlene Dietrich, Fritz Lang und Peter Lorre, Rubinstein und Renoir, Werfel, Gershwin, Lubitsch, Döblin, Strawinsky, Chaplin und Richard Neutra – alle quasi Tür an Tür.



Karl Schlögel:
„American Matrix. Besichtigung einer Epoche“. Hanser Verlag, München 2023, 832 Seiten, 45 Euro



Konrad Litschko
stellvertr. Ressortleiter
Inland/Innere Sicherheit

Der nach
den Rechten
schaut

Foto: Anja Weber

IST HEUTE DER TAG, AN DEM DU DIR NICHTS MEHR VON EINZELFÄLLEN ERZÄHLEN LÄSST?

Mehr als 22.700 taz-Leser*innen ermöglichen mit der Genossenschaft den unabhängigen Journalismus ihrer Zeitung.

Jetzt ab 500 € auch Genoss*in werden
– und damit Miteigentümer*in der taz.

Mehr Infos unter (030) 25 90 22 13 oder geno@taz.de
genossenschaft.taz.de



Wider die Penis-Monologe

Die französische Philosophin Manon Garcia fragt sich, wie genau guter Sex eigentlich gelingen kann. Mal wieder hat Simone de Beauvoir es schon vorgedacht

Von **Katrin Gottschalk**

Als wäre nichts gewesen, kündigen Rammstein dieser Tage eine neue Tour für 2024 an. Das macht insofern Sinn, als ihre diesjährige Deutschlandtour ausverkauft war – und trotz der vielen Vorwürfe gegen Sänger Till Lindemann auch ausverkauft blieb. Im Sommer hatte die Berliner Staatsanwaltschaft ihre Ermittlungen wegen Vergewaltigung eingestellt, die Fans fühlen sich bestätigt. Worin genau? Dass ihr Lieblingssänger kein verurteilter Straftäter ist? Ein Freispruch war die Einstellung nicht. Ist automatisch gut, was juristisch nicht beweisbar oder vielleicht gar nicht justiziabel ist?

Mit diesen Fragen im Kopf kann man direkt in Manon Garcias Buch „Das Gespräch der Geschlechter“ einsteigen. Die französische Denkerin entwickelt darin eine Philosophie der Zustimmung. Es geht um Sex und Vergewaltigung und um die Frage, ob Zustimmung ein geeigneter Begriff ist, um die Grenze zwischen beidem, zwischen Gut und Böse, zu ziehen. Und was macht Sex eigentlich gut?

Garcia, die mehrere Jahre in Yale lehrte und nun an der Freien Universität Berlin ist, schließt mit ihrem neuen Essay an ihr 2021 erschienenen Buch „Wir werden nicht unterwürdig geboren“ an, worin sie zu einem neuen Denken über das Konzept der Zustimmung auffordert. Dafür betrachtet sie zunächst verschiedene Ebenen von Zustimmung – die rechtliche, die moralische und die politische. Die Leitfrage des Buches ist, unter welchen Bedingungen Zustimmung „ein Instrument der Emanzipation“ sein kann. Dafür analysiert Garcia die Handelnden in dem Kontext, in dem sie agieren (Spoiler: Patriarchat), und fragt, welche Bedeutung dieser Kontext ihren Handlungen verleiht. Einmal schildert die Autorin dafür beispielhaft sieben Szenarien.

Die Varianten einer Nacht reichen von klarer Vergewaltigung

bis zu schlechtem Sex – eine Person denkt, dass sie nicht wirklich Lust hat, willigt aber verbal ein, weil der Partner so nett war, sie nach Hause zu bringen, und das Folgende irgendwie zu erwarten war. Letzteres ist nicht justiziabel, eine klare Täterschaft ist hier nicht erkennbar. Vielmehr führt eine patriarchale Prägung dazu, dass die Frau mitmacht – und der Mann ihre Lust gar nicht erst wirklich auf dem Schirm hat.

Wir leben in einer Kultur, die über Jahrtausende das Bild des handelnden Mannes und der empfangenden Frau etabliert hat und worin Frauen als tugendhaft gelten, wenn sie sich zieren. Sex findet nicht in einem hierarchiefreien Raum statt, sondern mitten in patriarchalen Strukturen, die uns von Jean-Jacques Rousseau bis zur heutigen Pornoindustrie einreden, dass Frauen Ja meinen, wenn sie Nein sagen.

Wie Manon Garcia in ihrem Buch zeigt, ist Nein zu sagen in anderen Lebenslagen keine akzeptierte direkte Umgangsform: „Schweigen, Komplimente, schwache Akzeptanz (hmm... warum nicht?)“ werden bevorzugt, anstatt einfach ‚nein‘ zu sagen, und ‚nein‘ zu sagen birgt die Gefahr, als sehr schroffe oder sogar verletzende Antwort wahrgenommen zu werden.

Besonders von Frauen wird erwartet, dass sie ihre Nichtzustimmung höflich äußern. Beobachten Sie sich einmal selbst oder etwa Ihre Kolleg*innen, wann Sie oder die anderen ein Nein als Stärke empfinden und wann als unhöflich, zu autoritär, zu ruppig. Beim Sex schließlich, in einer Situation, worin man vielleicht am verletzlichsten ist, sollen Frauen dann glasklar sagen: Nein, das will ich nicht.

Häufig steckt hinter der Erwartung, eine Person habe Nein sagen sollen, das Bild des fremden Vergewaltigers. Dabei wissen wir, dass die Täter häufig im Freundes- und Bekanntenkreis sind. Und es sind nach deutscher Kriminalstatistik zu 98 Prozent Männer. Eine Umfrage vom Institut national des



Manon Garcia findet, wir müssen lernen, die „Gleichheit zu erotisieren“, nicht die Herrschaft
Foto: Astrid Di Crollanza/opale/laif

études démographiques ergab 2016 in Frankreich, dass in 91 Prozent der Fälle das Opfer den Täter kannte und in 47 Prozent der Fälle der Täter der Ex- oder Ehepartner war. Wer sich das vor Augen führt, versteht, weshalb es schwerfallen kann, eine klare Ablehnung zu formulieren.

Wenn ein Nein nun keine ausreichend belastbare Abgrenzung ist – was genau bedeutet das? Reicht ein Ja am Anfang des Geschlechtsverkehrs? Oder ist das Ja nicht sogar im Eheversprechen enthalten? Schließlich war in Deutschland noch bis 1997 Vergewaltigung in der Ehe nicht illegal. Ursprünglich sollte, so stellt Garcia es dar, die rechtliche Sanktionierung ei-

Alltagslektüre etwas mühsam, aber in der Summe wirft Garcia genügend Anker, um immer wieder ins Thema zu finden. Einem Exkurs ins Privatrecht folgt etwa eine Analyse von Verträgen im BDSM (kurz für Bondage und Disziplin, Dominanz und Submission, Sadismus und Masochismus). Während hier der Vertrag schon Teil des Spiels ist, wird eine vertragsähnliche Situation von den Gegnern einer Strafrechtsänderung in Richtung „Ja heißt Ja“ immer als Horrorszenario angeführt: Sex nur noch mit Vertrag. Was eben irreführend wäre, denn Zustimmung kann nicht einfach einmalig gegeben werden, wenn noch gar nicht abzuschätzen ist, wozu alles.

Manon Garcia plädiert für ein erotisches Gespräch der Geschlechter. Nur, wie kommt man dahin?

Bereits vorgedacht hat es mal wieder Simone de Beauvoir: „Die erotische Erfahrung gehört zu denen, die dem Menschen die Ambiguität des

Menschseins am eindringlichsten enthüllen. Er empfindet sich als Körper und als Geist, als der andere und als das Subjekt.“ Wer diese Ambiguität, Subjekt und Objekt zu sein, anerkennt, ist nach Simone de Beauvoir authentisch – und habe guten Sex, sagt über 70 Jahre später Manon Garcia.

Guter Sex entstehe aus der Tatsache, „dass man gibt, dass man sich selbst gibt und dass man empfängt“. Man muss sich also erst einmal als handelnde und empfangende Per-

Sex findet nicht in einem hierarchiefreien Raum statt, sondern mitten in patriarchalen Strukturen, die uns einreden, dass Frauen Ja meinen, wenn sie Nein sagen

ner Vergewaltigung auch nicht unbedingt Frauen schützen, sondern Ehemännern das sexuelle Vorrecht auf ihre Frauen sichern.

Es ist dieser präzise Blick auf diverse Begriffe und ihre Geschichte rund um die sexuelle Selbstbestimmung der Frau, der „Das Gespräch der Geschlechter“ so bereichernd macht. Für ihr Buch wurde Garcia letztes Jahr mit dem Prix des Rencontres Philosophiques de Monaco ausgezeichnet. Manche theoretische Umdrehung ist für die

son sehen, sich selbst in Beziehung zueinander sehen, zumindest für den sexuellen Akt. Darin enthalten ist die Frage, was der anderen Person wohl Lust bereitet – und was einem selbst. Um zu verstehen, wie ein erotisches „Gespräch der Geschlechter“ funktionieren kann, kann man sich auch ein verbales Gespräch einmal vorstellen: Ein Mann sitzt an einer Bar und textet eine Frau zu. Wie kann der Mann denken, dass sein Gegenüber Spaß hat? Bemerkte er überhaupt seinen Penis-Monolog?

Bei Manon Garcia lernen wir den Begriff der epistemischen Faulheit kennen, den sie von José Medinas „aktiver Ignoranz“ ableitet. Man(n) entscheidet sich, die Lust der Frauen zu ignorieren. Sonst würde er sich, im Gespräch, vielleicht fragen: Will diese Frau wirklich so ausführlich über das Römische Reich informiert werden? Wann habe ich ihr eigentlich zuletzt eine Frage gestellt? Gleichzeitig: Warum sagt sie ihm nicht endlich, dass sie seine Ausführungen langweilen? Worüber möchte sie sprechen? Wie beim Sex kann die verbale Kommunikation nicht als „Einer gibt und eine nimmt“ gedacht werden.

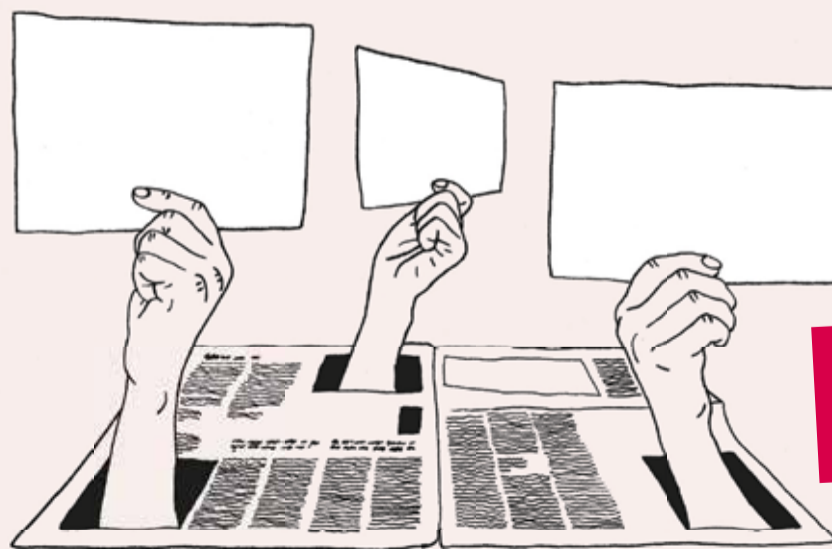
Wenn die Anwälte von Till Lindemann also behaupten, dass alle öffentlich bekannten sexuellen Handlungen einvernehmlich waren, würde man schon gerne – fernab des Gerichtssaals – genauer wissen, wie Lindemann diese Einvernehmlichkeit festgestellt haben will. Wer sich als Fan hinter der fehlenden strafrechtlichen Beurteilung des Bekannten versteckt, offenbart eine Sexualmoral, die die Erniedrigung von Frauen in Kauf nimmt. Die ausverkauften Konzerte sprechen für sich.



Manon Garcia: „Das Gespräch der Geschlechter. Eine Philosophie der Zustimmung“. Aus dem Französischen von Andrea Hemminger. Suhrkamp Verlag, Berlin 2023, 332 Seiten, 30 Euro

GUTE SEITEN

Nur wer versteht, kann auch für etwas einstehen. Keine Debatte? Steht nicht zur Debatte. Wir wollen mehr als News – wir wollen Neues. Ungestellte Fragen. Echte Antworten. Stimmen, die man woanders nicht hört. Deshalb eine radikale Zeitung: Unabhängig, solidarisch und mit Haltung.



10 WOCHEN
NUR 10 EURO
TAZ.DE/ABO



taz zeitung für morgen

ECHTE SEITEN